



Edgar Wallace

## Der unheimliche Mönch

scanned by ab  
corrected by Ute77

Kurz vor seinem Tod hat der Schloßherr von Darkwood sein Testament zugunsten seiner Enkelin Gwendolin geändert – und schon wenig später ereignen sich unheilvolle Dinge. Ein unheimlicher Mönch geistert durch das Schloß, das nebenbei auch ein Mädcheninternat beherbergt.

Mädchen verschwinden, mysteriöse Morde geschehen – alle Opfer wurden mit einer Peitsche stranguliert. Scotland Yard-Inspektor Bratt sorgt sich um die hübsche Gwendolin, die nur knapp einem Attentat entgeht. Steht auch sie auf der Todesliste eines unheimlichen Mörders?

Titel des englischen Originals: The Terror.

Ins Deutsche übertragen von Hans Herdegen.

1960, WILHELM GOLDMANN VERLAG

Umschlagentwurf von Eduard Böhm

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

# 1

O'Shea befand sich schon die ganze Nacht über in einer entsetzlichen Stimmung. Aufgeregzt ging er auf dem Wiesenabhang auf und ab, sprach halblaut mit sich selbst, gestikulierte mit den Händen, als ob er in einer großen Versammlung redete, und lachte dann nervös über seine eigenen geheimnisvollen Witze. Und als der Morgen graute, war er über den kleinen Lipski hergefallen und hatte ihn mit einem Faustthieb zu Boden geschlagen. Das hatte auch seinen Grund, denn Lipski hatte es gewagt, eine Zigarette gegen jedes Verbot anzustecken. Brutal hatte O'Shea ihn niedergestreckt. Die beiden anderen, die zugegen waren, hatten sich nicht getraut, ihn daran zu hindern.

Joe Connor lag der Länge nach im Grase, kaute an einem Halm und beobachtete den ruhelosen Wanderer mit düsteren Blicken. Auch Marks, der mit untergeschlagenen Beinen neben seinem Kameraden saß, schaute ihm nach, und ein halb spöttisches, halb schlaues Lächeln spielte dabei um seine schmalen Lippen.

„Heute ist er wieder einmal glatt verrückt“, sagte Joe Connor leise. „Wenn er diesmal die Sache hinkriegt, ohne daß wir für den Rest unseres Lebens ins Gefängnis wandern, dann haben wir Glück.“

Marks feuchtete die trockenen Lippen mit der Zunge an.

„O'Shea ist am glänzendsten, wenn er so verrückt ist“, sagte er. Seine Stimme klang kultiviert. Seine Bekannten erzählten sich auch, daß er Theologie studiert hatte, bis er eine leichtere und bequemere Art fand, seinen Lebensunterhalt zu verdienen und zu einem der gerissensten und gefährlichsten Verbrecher Englands wurde.

„Trotzdem braucht er seine Kumpane nicht derartig niederzuschlagen, das ist doch Blödsinn. Dieser Lipski stöhnt so infam; kannst du nicht dafür sorgen, daß er das Maul hält?“

Joe Connor erhob sich nicht. Er sah nur zu Lipski hinüber, der auf dem Boden lag und abwechselnd stöhnte und fluchte.

„Der wird schon wieder zu sich kommen“, erwiderte Connor gleichgültig. „Je mehr Prügel er kriegt, desto mehr Respekt hat er vor O’Shea.“

Er rückte ein wenig näher zu seinem Kameraden heran und fragte leise: „Hast du jemals O’Shea deutlich gesehen? – Ich meine – sein Gesicht?“

„Nein, noch nie, und dabei habe ich doch schon dreimal mit ihm zusammengearbeitet. Immer hatte er diesen Mantel an, den er auch heute abend trägt, den Kragen hochgeschlagen und den breitkrempigen schwarzen Hut tief ins Gesicht gezogen. Ich hätte nie geglaubt, daß es einen derartigen Verbrecher gibt – ich dachte, so etwas könnte man nur auf der Bühne sehen. Das erstmal habe ich von ihm gehört, als er mich rufen ließ – ich traf ihn damals in der St. Alban’s Road um zwölf Uhr nachts. Ich habe sein Gesicht niemals zu sehen bekommen, aber, er wußte alles von mir und sagte mir, wie oft ich bereits verurteilt worden war. Dann setzte er mir auseinander, wozu er mich brauchte.“

„Und vor allem hat er dich gut bezahlt“, entgegnete Marks gleichgültig, als Joe eine Pause machte.

„Er zahlt wirklich ausgezeichnet, und er holt sich seine Leute immer auf dieselbe Art und Weise zusammen.“

Marks spitzte die Lippen, als ob er pfeifen wollte, dann sah er nachdenklich zu dem ruhelos umherwandernden O’Shea hinüber.

„Ja, er ist verrückt – aber er zahlt gut. Und diesmal wird er noch besser zahlen als sonst!“

Connor sah plötzlich auf. „Zweihundertfünfzig Pfund Belohnung und fünfzig Pfund um davon zu kommen, das nenne ich eine anständige Bezahlung.“

„Und ich sage dir, diesmal zahlt er mehr“, meinte Marks ruhig. „Die Geschichte, zu der er uns hier braucht, bezahlt sich so gut, daß er es auch kann. Meinst du, ich steure ein Lastauto

mit dreitausend Kilo australischen Goldstücken durch die Straßen von London und riskiere, dafür an den Galgen zu kommen – nur für schäbige zweihundertfünfzig Pfund und das bißchen Geld für die Reise? Ich denke nicht daran!”

Er erhab sich und kloppte den Staub von seiner Hose. O'Shea war im Augenblick nicht zu sehen, er war auf die andere Seite des Hügels gegangen und befand sich wahrscheinlich hinter der Hecke, die in einem großen Halbbogen die Wiese teilte.

„Drei Tonnen Gold, das ist mehr als eine halbe Million Pfund! Wir müssen mindestens zehn Prozent davon bekommen.“

Connor grinste, er wies mit einer Kopfbewegung auf Lipski, der noch immer stöhnte.

„Willst du den auch ins Vertrauen ziehen?“

Marks biß sich auf die Lippen.

„Ich glaube, das ist überflüssig, den brauchen wir nicht.“

Er schaute sich um, ob etwas von O'Shea zu sehen sei, dann ließ er sich wieder neben seinem Kameraden nieder.

„Wir haben die ganze Sache in der Hand“, flüsterte er. „Morgen wird O'Shea wieder bei Vernunft sein. Diese Anfälle hat er nur selten, und wenn er wieder bei klarem Verstand ist, hört er auch an, was ich ihm zu sagen habe. Also, wir halten diesen Goldtransport an – das ist ein alter Trick von O'Shea – indem wir die Talmulde vergasen, durch die der Weg hier führt. Ich wundere mich nur, daß O'Shea den Mut hat, den Plan zu wiederholen. Ich werde das Lastauto mit dem Gold zur Stadt fahren und an einer sicheren Stelle abstellen. Meinst du, O'Shea würde uns nicht unseren Teil geben, wenn er vor die Wahl gestellt wird, uns unseren Anteil auszubezahlen oder Inspektor Bradley in die Hände zu fallen?“

Connor brach einen Grashalm ab und kaute daran. „Er ist verteufelt schlau –“

Marks verzog spöttisch die Lippen.

„Ist das nicht immer so? Sitzen in Dartmoor nicht lauter schlaue Leute? Inspektor Hallick macht sich doch einen Scherz

daraus, daß er die Gefangenen nur Akademiker nennt. Nein, mein Lieber, glaube mir, Schlauheit ist ein relativer Begriff –”

„Was bedeutet dieses Fremdwort nun schon wieder?“ brummte Connor und runzelte die Stirn. „Versuch bloß nicht, mich mit diesen gebildeten Worten besoffen zu machen! Red nicht immer so gelehrt, sprich wie ein gewöhnlicher Mensch, damit jeder dich verstehen kann.“

Er sah sich wieder ein wenig ängstlich um. Die Tatsache, daß O'Shea nicht zu sehen war, beunruhigte ihn. Das Auto O'Sheas stand hinter dem Hügel auf einem kleinen Nebenweg. O'Shea würde sich, nachdem der Überfall gelungen war, damit sofort in Sicherheit bringen. Seine Leute konnten dann zusehen, wie sie durch all die Gefahren hindurchkamen. Sie hatten den schwierigeren Teil auszuführen, aber sie mußten zugeben, daß der ganze Plan genial ausgedacht und organisiert war.

In einiger Entfernung lagen links an einem steilen Abhang vier große Gaszyylinder in einer Reihe. Connor und Marks konnten von ihrem Platz aus die lange hellgraue Landstraße sehen, die durch die tiefe Mulde führte. In kürzester Zeit mußten die Lichter des Lastautos mit dem Goldtransport auftauchen. Connor hielt seine Gasmaske in der Hand; Marks hatte seine in die Tasche gesteckt.

„Der muß eine Unmenge Geld haben“, meinte Connor.

„Wer – O'Shea?“ Marks zuckte die Schultern. „Das weiß ich nicht, er gibt aber auch das Geld aus wie kein anderer. Man sollte eigentlich meinen, daß er wieder pleite ist. Es ist nahezu zwölf Monate her, daß er seinen letzten großen Fang gemacht hat.“

„Was macht der bloß mit all dem vielen Geld?“ fragte Connor neugierig.

„Er gibt es aus wie wir auch. Als ich ihn das letzte Mal fragte, sagte er: „Ich muß ein großes Landhaus kaufen.“ Dort wollte er sich niederlassen und ein bequemes, ruhiges Leben führen. Als ich ihn gestern abend wiedersah, sagte er, daß er die Hälfte des

Goldes brauche, um seine Schulden zu bezahlen.“

Marks rieb sich mit dem Taschentuch die Fingerspitzen ab.

„Unter anderem kann er lügen wie gedruckt“, bemerkte er leichthin. „Aber was war das?“

Marks sah argwöhnisch auf die Hecke, die nur ein paar Meter von ihnen entfernt war, denn er hatte ein Rascheln im Laub gehört. Schnell sprang er auf, eilte zu den Sträuchern und sah sich nach allen Seiten um, aber er konnte niemanden entdecken. Nachdenklich kehrte er zu seinem Kameraden zurück.

„Ich möchte nur wissen, ob der Teufel gelauscht und wie lang er unsere Unterredung mit angehört hat!“

„Wen meinst du? Doch nicht etwa O’Shea?“ fragte Connor bestürzt.

Marks antwortete nicht, er holte nur tief Luft. Allem Anschein nach fühlte er sich nicht sicher.

„Wenn er etwas gehört hätte, wäre er zu uns gekommen. Er ist in einer so verteufelt schlechten Stimmung, daß er sofort losgeplatzt wäre.“

Connor stand auf und streckte sich.

„Ich möchte nur wissen, was für ein Leben er führt. Beinahe möchte ich wetten, daß er eine Frau und eine Familie irgendwo im Land unterhält. Solche Leute machen so etwas. Da kommt er übrigens!“

Sie sahen die Gestalt O’Sheas, der von der Höhe des Hügels auf sie zukam.

„Halten Sie die Masken bereit. Sie wissen, was Sie zu tun haben, Marks?“

Die Stimme klang durch den hochgeschlagenen Kragen etwas gedämpft und undeutlich, aber trotzdem war der Ton freundlich und liebenswürdig.

„Holen Sie einmal den Kerl her“, sagte O’Shea und zeigte auf Lipski.

Die beiden gehorchten und kamen gleich darauf mit dem noch etwas benommenen Lipski wieder zu O’Shea.

„Sie gehen an das Ende der Straße“, sagte er zu Lipski. „Stecken Sie die rote Laterne an. Es ist nicht notwendig, daß die Kerle anhalten, sie brauchen nur langsamer zu fahren. Unter keinen Umständen gehen Sie aus der Deckung heraus. Es sind wahrscheinlich zehn schwerbewaffnete Polizisten auf dem Lastauto.“

O'Shea ging dann zu den Gasbehältern hinüber. An der Öffnung jeder Flasche war ein dicker Gummischlauch befestigt, der in die Mulde hinabführte. Mit einem Schraubenschlüssel drehte er die Ventile auf. Unter leisem Zischen entwich das Gas durch die Schläuche.

„Das Gas ist schwer und bleibt unten im tiefsten Teil der Mulde. Sie brauchen Ihre Gasmaske erst im letzten Moment aufzusetzen.“

Er folgte Lipski bis zum Ende der Senke und kontrollierte, daß der Mann die rote Laterne anzündete. Dann zeigte er ihm die Stelle, wo er sich verstecken sollte, und ging zu Marks zurück. Nicht im mindesten ließ er sich anmerken, daß er die Unterhaltung der beiden gehört hatte. Jetzt war es auch nicht an der Zeit, mit ihnen abzurechnen oder einen Streit vom Zaun zu brechen.

Gleich darauf hörten sie von fern das Geräusch des Lastautos, das sich auf der Straße näherte, lange bevor die Scheinwerfer aufblitzten. Der Transport mußte den Wald von Felsted passieren, bevor er an dieser Stelle vorbeikam.

„Jetzt!“ rief O'Shea scharf.

Er selbst setzte keine Gasmaske auf.

„Schießen Sie nicht, wenn es nicht durchaus nötig ist, aber halten Sie die Waffen bereit, falls etwas schiefgehen sollte. Und denken Sie daran, daß die Begleitmannschaften sofort feuern, wenn sich jemand blicken läßt. Warten Sie, bis die Leute von dem Gas betäubt sind. Sie wissen doch, wo Sie mich morgen treffen sollen?“

Marks nickte. Das Lastauto näherte sich in verhältnismäßig

langsamem Tempo. Allem Anschein nach hatte der Chauffeur die rote Laterne entdeckt, denn jetzt hörten sie das durchdringende Heulen einer Sirene. O'Shea konnte von seinem Platz aus die ganze Straße deutlich übersehen.

Der Lastwagen war bis auf fünfzig Meter an die vergaste Stelle herangekommen und fuhr jetzt nur noch langsam. Plötzlich sprang Lipski aus den Büschen, aber nicht an der Stelle, wo O'Shea ihn postiert hatte, sondern etwa zehn bis fünfzehn Meter weiter. Mit erhobenen Händen lief er auf das Lastauto zu. Im nächsten Moment knallte ein Schuß. Lipski feuerte, um die Aufmerksamkeit der Leute im Auto auf sich zu lenken. O'Shea ballte die Fäuste. Lipski wollte ihn verraten.

„Achtung!“ rief er Marks und Connor zu. „Wenn die Sache schiefgeht, laufen Sie querfeldein nach verschiedenen Richtungen!“

Und dann geschah das Wunder. Von dem Lastauto fielen zwei Schüsse. Lipski stürzte getroffen am Rand der Straße nieder, und der Wagen fuhr langsam und vorsichtig weiter. Die Begleitmannschaft hatte Lipskis Absicht nicht verstanden, sondern geglaubt, daß er den Goldtransport anhalten wollte.

„Glänzend!“ sagte O'Shea mit heiserer Stimme, denn im Augenblick fuhr das Lastauto in die vergaste Senke.

In einer Sekunde war alles vorüber. Der Chauffeur sank bewußtlos auf sein Steuerrad, und bald darauf fuhr der Wagen gegen die hohe Böschung und blieb stehen. O'Shea hatte an alles gedacht. Wenn Lipski nicht das rote Licht gezeigt hätte, wäre der Lastwagen mit unverminderter Geschwindigkeit weitergefahren und dann so schwer beschädigt worden, daß er nicht hätte weiterfahren können. So aber brauchte Marks nur auf den Führersitz zu steigen und den Rückwärtsgang einzuschalten, um wieder freizukommen.

Ein paar Minuten später war das Auto mit dem Goldtransport aus der Senke herausgefahren. Die bewußtlosen Polizisten und der Chauffeur waren gefesselt und lagen am Straßenrand.

Innerhalb von fünf Minuten war alles erledigt gewesen. Marks nahm seine Maske ab und setzte eine Uniformmütze auf, während Connor ins Innere des Wagens kroch, wo die kleinen, versiegelten Kisten mit dem Gold standen.

„Vorwärts!“ befahl O’Shea.

Das Lastauto setzte sich in Bewegung, und zehn Minuten später war es außer Sicht.

O’Shea ging zu seinem Wagen zurück und fuhr in der entgegengesetzten Richtung davon.

## 2

Es war eine regnerische Nacht in London, und das war Connor recht. Das Wetter begünstigte sein Vorhaben. Er trat durch die Seitentür eines kleinen Restaurants in Soho, stieg die enge Treppe hinauf und klopfte an eine Tür. Ein Stuhl wurde gerückt, ein Schlüssel drehte sich, dann öffnete Marks, der allein im Zimmer war.

„Hast du ihn gesprochen?“ fragte Connor hastig. „Ja, ich habe O’Shea am Themseufer gesehen. Übrigens – hast du die Zeitungen gelesen?“

Connor grinste. „Ich bin nur froh, daß die Kerle nicht krepiert sind.“

Marks warf ihm einen verächtlichen Blick zu. Auf dem Tisch lag eine Zeitung, und auf der ersten Seite las Connor die Schlagzeilen:

Ein Goldtransport von drei Tonnen wird zwischen Southampton und London erbeutet.

Einer der Räuber tot am Tatort aufgefunden. Transportauto spurlos verschwunden.

In den frühen Morgenstunden wurde gestern ein kühner Handstreich ausgeführt, der den Tod von sechs Beamten von Scotland Yard hätte herbeiführen können. Es wurde ein Transport von einer halben Million Pfund erbeutet, der für die Bank von England bestimmt war.

Der Dampfer ‚Aritania‘, der gestern abend in Southampton ankam, hatte eine Goldsendung von Australien an Bord. Um möglichst wenig Aufsehen zu erregen, wurde das Gold in einem Lastauto von Southampton um drei Uhr morgens abgesandt, damit es vor Beginn des regen Verkehrs in London ankommen sollte. In der Nähe des Waldes von Felsted führt die Straße durch eine Senke, die von der Räuberbande vergast wurde. Daß ein Überfall geplant war, merkten die Begleitmannschaften, bevor sie die gefährliche Stelle passierten. Ein Mann sprang aus

einer Hecke und schoß auf das Lastauto. Die Beamten erwiderten das Feuer sofort, und der Betreffende wurde später sterbend am Straßenrand aufgefunden. Einen zusammenhängenden Bericht konnte er nicht geben, er nannte nur einen Namen, wahrscheinlich den des Bandenführers.

Die Inspektoren Bradley und Hallick sind mit der Aufklärung des Falles betraut worden... Dann folgte noch ein eingehender Bericht und die offizielle Bekanntmachung der Polizei, die sich auf die Aussagen eines der Beamten stützten.

„Die Nachricht scheint in London großes Aufsehen hervorgerufen zu haben“, sagte Marks, als er die Zeitung zusammenfaltete.

„Und was ist aus O'Shea geworden?“ fragte Connor ungeduldig. „Hat er unseren Vorschlag angenommen? Will er uns tatsächlich zehn Prozent zahlen?“ Marks nickte.

„Er war ein wenig ärgerlich, was ja erklärlich ist. Aber in seinen lichten Momenten ist O'Shea klug und kann klar denken. Am meisten hat ihn natürlich gewurmt, daß wir das Lastauto an einer anderen Stelle parkten, als er es vorgeschrieben hatte. Er wollte sofort wissen, wo wir das Gold gelassen hätten, und nur so war es möglich, ihn zu dem Zugeständnis zu bringen.“

„Ja, und wie geht die Sache nun weiter?“ fragte Connor besorgt.

„Wir bringen das Lastauto heute abend nach Barnes Common. Er weiß noch nicht, daß wir die Goldkisten auf einen kleineren Wagen umgeladen haben. Dafür sollte er uns nur dankbar sein, denn der große Wagen wurde heute abend von Inspektor Hallick an der Stelle gefunden, wo O'Shea ihn hinhaben wollte. Natürlich hatten die Leute das Nachsehen, denn er war leer.“

Connor strich sich mit der Hand über das unrasierte Kinn.

„O'Shea wird uns nicht so leichten Laufs davonkommen lassen“, sagte er und runzelte die Stirn. „Du kennst ihn doch auch, Marks.“

„Nun, wir werden ja sehen“, entgegnete Marks lächelnd und

mixte sich einen Whisky Soda. „Wenn wir das Glas ausgetrunken haben, wollen wir gehen.“ Er sah nach der Uhr. „Wir haben noch eine Menge Zeit.“

Sie fuhren ein Stück mit der Straßenbahn und gingen dann durch enge, dunkle Gassen, bis Marks am Eingang eines Hofes stehenblieb. Er stieß mit der Hand den Torflügel auf. Dann gingen die beiden über den schlecht gepflasterten Hof nach dem Schuppen, wo sie das Lastauto abgestellt hatten. Marks schloß auf und nahm das Vorhängeschloß ab.

„So, das hätten wir geschafft“, sagte er, als er ins Innere trat.

Aber plötzlich wurde er von einer festen Hand gepackt. Blitzschnell faßte er nach seiner Waffe.

„Machen Sie keine Dummheiten“, sagte Inspektor Hallick. „Ich verhafte Sie, Marks. Vielleicht erklären Sie uns, wo das Auto geblieben ist, das noch vor zwei Stunden hier stand.“

Marks konnte es noch nicht fassen. Im ersten Augenblick erschrak er so sehr, daß er jede Vorsichtsmaßregel außer acht ließ.

„Das Lastauto?“ fragte er atemlos. „Ist das nicht hier?“

„Es war schon fort, als wir vor einer Stunde hierherkamen“, erwiderte ein anderer Polizeibeamter. „Also, kommen Sie, Marks, und sagen Sie uns, wo Sie den Wagen gelassen haben.“

Marks war keiner Antwort fähig. Er fühlte nur noch, daß sich Handschellen um seine Handgelenke schlossen.

Connor fluchte wild, als die Beamten ihn zu dem Gefangenenauto führten, das im Dunkeln hielt. Beide wußten nun, daß O'Shea sie durchschaut und der Polizei verraten hatte.

# 3

Mary Redmaynes Leben war ziemlich unruhig verlaufen, da sich die finanziellen Verhältnisse ihres Vaters häufig änderten. Manchmal war er verhältnismäßig wohlhabend, dann folgten wieder Zeiten, in denen es ihm schlecht ging. Sie hatte mit ihm in den schönsten Hotels gewohnt, ebenso in billigen Quartieren. An dieses Auf und Ab war sie so gewöhnt, daß sie nicht erstaunt war, als sie aus der vornehmen Privatschule herausgenommen wurde und in die Volksschule kam.

Die Leute, die ihren Vater kannten, nannten ihn den Colonel, aber er selbst mied diesen militärischen Titel. Er hatte seiner Tochter auch nie etwas von seinem Dienst bei der Armee erzählt. Erst als er ins Herrenhaus von Monkshall zog, ließ er den Titel 'Colonel' auf seine Visitenkarte drucken. Monkshall war ein alter Adelssitz, der Marys kühnste Träume von Komfort übertraf. Es war ein altes Gebäude aus der Tudorzeit, vielleicht stammten die Fundamente noch aus einer älteren Periode. Das Herrenhaus lag in einem großen Park von über vierzig Morgen mit wunderbarem altem Baumbestand. Das Schloß war in der ganzen Gegend bekannt und berühmt, so daß die amerikanischen Touristen mit großen Autobussen dorthin kamen, um es zu besichtigen. Als aber Colonel Redmayne den Besitz erwarb, sperrte er die Parktore für alle Neugierigen und gestattete nicht einmal die Besichtigung der alten Abteiruine in der Nähe des Herrenhauses.

Colonel Redmayne war plötzlich reich geworden, und zwar, als Mary sechzehn Jahre alt wurde. Woher dieser Reichtum kam, konnte sie nicht einmal ahnen. Sie wußte nur, daß ihr Vater in der einen Woche noch bettelarm gewesen war, von Gerichtsvollziehern bedrängt wurde und sich nur durch Seitenstraßen schlich, um Gläubigern aus dem Weg zu gehen. In der nächsten Woche hatte er den schönen Herrensitz Monkshall erworben und stattete ihn mit reichen, teuren Möbeln aus.

Als sie dann selbst nach Monkshall zog, stand sie in dem Übergangsalter zwischen Backfisch und junger Dame.

Ferdie Fane kam oft als Gast zum Roten Löwen, nur um sie zu sehen, ganz gleich, ob es Sommer oder Winter war. Er hatte aber die unangenehme Eigenschaft, daß er mehr trank, als ihm zuträglich war. Als sie mit ihrem Vater die Straße entlangging, beobachtete er sie vom Gasthausfenster aus. Sie trug keinen Hut, so daß ihre goldbraunen Locken in der Sonne glänzten.

„Der Frühling ist gekommen, Adolphus“, sagte er zu dem Gastwirt. „Ich sah, wie er vorüberzog.“

Ferdie Fane war fünfunddreißig Jahre alt, hatte ein längliches Gesicht und machte mit seiner großen Hornbrille einen verhältnismäßig guten Eindruck. Ein großes Glas Bier stand vor ihm; das war außergewöhnlich, denn im allgemeinen trank er heimlich auf seinem Zimmer. Häufig kam er unerwartet in das Gasthaus und nahm dort Quartier, so daß es dem Wirt manchmal nicht paßte. Als Mary Redmayne und ihr düster dreinschauender Vater an dem Gasthaus vorübergingen, hatte der Wirt eine Gelegenheit, seinem Gast etwas zu sagen, was er schon lange beabsichtigte.

„Es wundert mich, daß Sie nicht in dem Herrenhaus wohnen, Mr. Fane?“

Ein vorwurfsvoller Blick traf ihn.

„Wollen Sie mich loswerden?“ fragte Fane höflich. „Warum soll ich mein Logis wechseln?“ Dann schüttelte er den Kopf.

„Nein, ich eigne mich nicht zum zahlenden Gast im Herrenhaus. Ich bin nicht vornehm genug. Und es wundert mich, daß Redmayne überhaupt zahlende Gäste bei sich aufnimmt.“

Der Wirt konnte keine Erklärung dafür geben. „Ich weiß wirklich nicht, warum er das tut. Der Colonel hat doch so viel Geld und braucht keine weiteren Einkünfte. Vielleicht, daß er sich zu einsam fühlt. Aber er hat während der letzten Jahre

dauernd Gäste bei sich aufgenommen. Natürlich ist er sehr wählerisch; es kann nicht jeder dort ankommen.“

„Das ist es ja, was ich sage“, entgegnete Ferdie Fane, „und deshalb weiß ich auch, daß er mich nicht nehmen wird. Sie müssen mich schon bei sich behalten, daran kann ich nichts ändern.“

„Ich habe durchaus nichts dagegen, daß Sie bei mir wohnen“, erklärte der Wirt schnell. „Sie geben mir keinen Anlaß zu Klagen, nur –“

„Sie wollten sagen, daß ich in meinen Gewohnheiten regelmäßiger sein könnte!“

Fane hob das volle Glas und nahm einen kräftigen Schluck; er lachte leise vor sich hin, als ob ihm ein Scherz einfiele. Aber gleich darauf wurde er wieder ernst und sah stirnrunzelnd vor sich hin.

„Diese Mary Redmayne ist doch wirklich ein famoses, hübsches Mädel. Meinen Sie nicht auch?“

„Sie ist erst vor vier Wochen aus dem College zurückgekommen, und sie ist die netteste junge Dame, die ich jemals gesehen habe.“

„Ach, junge Mädchen sind alle nett und liebenswürdig“, entgegnete Fane unbestimmt. Am nächsten Tag reiste er mit seiner Angelrute wieder ab. Er hatte weder geangelt noch hatte er die Golfschläger benutzt, die er zu seinem Landaufenthalt mitgebracht hatte.

Das Leben im Herrenhaus verlief ruhig und ungestört, so daß Mary Redmayne allmählich den Platz liebgewann. Sie mochte Mr. Goodman gut leiden. Er war ein älterer Herr mit grauen Haaren, der langsam und bedächtig sprach und schon lange in Monkshall wohnte. Er war der erste zahlende Gast gewesen, den ihr Vater ins Haus genommen hatte. Und sie schätzte den schönen, alten Park mit den schattigen Wegen und das altertümliche, romantische Haus. Selbst die Schweigsamkeit

ihres Vaters bedrückte sie kaum. Er war älter geworden, und sein Gesicht sah jetzt noch um einen Schatten bleicher aus als gewöhnlich. Sie war es gewöhnt, daß er wenig lächelte, und er litt von jeher an Nervosität. Mitten in der Nacht hatte sie schon beobachtet, daß er im Haus umherging, und einmal überraschte sie ihn in seinem Arbeitszimmer in einem merkwürdigen Zustand. Er sprach heiser und langsam, aber Mary hatte die Erklärung bald gefunden. Eine leere Whiskyflasche stand in der Ecke. Er hatte also wieder seiner alten Schwäche nachgegeben und getrunken.

Mit der Zeit fiel jedoch auch ihr das alte, einsame Haus auf die Nerven. Manchmal erwachte sie mitten in der Nacht plötzlich und richtete sich im Bett auf. Dann versuchte sie sich darüber klarzuwerden, wodurch sie so unvermittelt aus dem Schlaf aufgeschreckt war. Einmal hatte sie Geräusche gehört, und der kalte Angstschweiß trat auf ihre Stirn. Und nicht nur einmal hatte sie geglaubt, von weither dumpfe Orgeltöne zu vernehmen.

Am nächsten Morgen fragte sie Cotton, den Butler, aber der hatte nichts gehört. Die anderen Dienstboten waren empfindlicher, und das weibliche Personal wechselte alle paar Wochen oder Monate. Mary fragte die Mädchen aus, aber ihr Vater kam dahinter und verbot es ihr. Das merkwürdigste war, daß er diese Zustände als selbstverständlich hinnahm und nichts zu den häufigen Kündigungen der Dienstboten sagte.

„In diesem Haus komme ich überhaupt nicht zur Ruhe, ich habe furchtbare Angst“, klagte ein weinendes Dienstmädchen. „Haben Sie auch die Schreie während der Nacht gehört? Ich schlafte im östlichen Flügel – es ist furchtbar. In dem alten Schloß spukt es.“

„Aber Anna, das ist doch alles Unsinn“, schalt Mary und gab sich Mühe, ruhig zu erscheinen. „Wie können Sie solche Dinge überhaupt glauben!“

„Aber es stimmt, Miss Mary“, erwiderte das Mädchen

hartnäckig. „Ich habe gesehen, wie der Geist im Mondschein auf dem Rasen wandelte!“

Zuerst wollte Mary das nicht glauben, aber später sah sie selbst merkwürdige Dinge. Einer der Gäste, der erst kürzlich zugezogen war, blieb nur zwei Nächte und verließ dann das Herrenhaus, da er mit seinen Nerven vollkommen fertig war.

„Ach, das ist alles nur Einbildung“, sagte der Colonel, als sich Mary an ihn wandte. „Mein liebes Kind, du fängst auch an, dich zu fürchten wie die Dienstmädchen.“

Später entschuldigte er sich wegen dieser Äußerung, aber Mary hörte weiter Geräusche in dem Schloß. Sie begann auch darauf zu achten, und schließlich sah auch sie seltsame Dinge, so daß sie an ihrem klaren Verstand zweifelte.

Als sie eines Tages allein durchs Dorf ging, bemerkte sie einen Mann in einem Golfanzug. Der Herr war sehr groß und trug eine Hornbrille. Als sie an ihm vorüberkam, grüßte er sie mit einem freundlichen Lächeln. An diesem Tag sah sie Ferdie Fane zum erstenmal mit Bewußtsein.

## 4

Chefinspektor Hallick fuhr nach dem Gefängnis von Princetown, um einen letzten Versuch zu machen. Er wußte allerdings schon von Anfang an, daß er keinen Erfolg haben würde. Der Direktor der Anstalt traf ihn am Eingang.

„Ich glaube ja nicht, daß Sie mit diesen Kerlen weiterkommen. Die haben ihre Strafe bald abgesessen und wollen natürlich nichts mehr verraten.“

„Das kann man niemals voraussagen“, entgegnete Hallick lächelnd. „Ich habe einmal eine sehr wertvolle Information von einem Gefangenen erhalten, der am nächsten Tage entlassen wurde.“

Dann gingen beide zusammen zu dem Büro des Direktors.

„Mein Oberwärter sagt, daß die beiden nicht sprechen werden, und der versteht es, sich das Vertrauen der Gefangenen zu erwerben. Als sie damals gefangengenommen wurden und eine lange Strafe bekamen, haben Sie doch alles versucht, um ein Geständnis aus ihnen herauszubringen. Glauben Sie mir, es gibt eine Menge Leute in unserer Anstalt, die gar zu gern wissen möchten, wo das Gold versteckt liegt. Persönlich bin ich davon überzeugt, daß die beiden keine Ahnung von dem Verbleib des Goldes haben. Bei der Gerichtsverhandlung sagten sie doch aus, daß O'Shea sich mit der Beute aus dem Staube gemacht hätte, und das halte ich auch für wahrscheinlich.“

Der Chefinspektor lächelte.

„Möchte nur wissen, wo so viel Geld versteckt liegen mag. Als ich sie verhaftete, war ich auch überzeugt, daß O'Shea sie betrogen hatte, aber inzwischen habe ich meine Meinung geändert.“

In diesem Augenblick trat der Oberwärter ins Büro und begrüßte den Chefinspektor.

„Ich habe die beiden heute morgen in ihren Zellen gelassen – Sie wollen doch mit ihnen sprechen?“

„Ich möchte zuerst Connor sehen.“

„Gut, ich werde ihn sofort herunterbringen.“

Er verließ das Büro und ging über den großen, asphaltierten Hof zum Eingang des mächtigen häßlichen Gebäudes. Ein Stahlgitter versperrte die Zugangstür. Nachdem er das komplizierte Schloß geöffnet hatte, trat er durch die Tür in die Halle. Diese wurde in mehreren Geschossen von Galerien umgeben, an denen die einzelnen Zellentüren lagen. Er ging den untersten Gang entlang, blieb vor einer Tür stehen und öffnete sie. Der Gefangene saß in Sträflingskleidung auf der Ecke seines Bettes und hatte das Gesicht in die Hände gestützt. Als ihn der Wärter anrief, erhob er sich verdrießlich.

„Connor, ein Herr von Scotland Yard ist gekommen, um mit Ihnen zu sprechen. Wenn Sie vernünftig sind, dann beantworten Sie seine Fragen, so gut Sie können.“

Connor starre ihn düster an.

„Ich habe nichts zu sagen“, erklärte er finster. „Warum können die einen nicht einmal im Gefängnis in Ruhe lassen? Selbst wenn ich wüßte, wo das Geld versteckt liegt, würde ich es doch nicht sagen!“

„Seien Sie doch nicht so dumm! Was können Sie schon dadurch erreichen, daß Sie dauernd Ihre Aussagen verweigern?“

„Nun, die Dummheit ist mir hier im Gefängnis gründlich ausgetrieben worden! Zehn Jahre bin ich hier eingeschlossen worden. Ich kenne jeden Ziegelstein – wer will mich denn sprechen?“

„Chefinspektor Hallick.“

Connor verzog das Gesicht.

„Will er Marks auch sprechen? Ich dachte, Hallick wäre tot.“

„Da haben Sie sich aber mächtig geirrt, der ist sehr lebendig.“

Connor wurde von einem Wärter zum Büro des Direktors geführt. Er begrüßte Hallick mit einem Kopfnicken. Er war dem Beamten nicht übelgesinnt und trug ihm nichts nach. Zwischen beiden bestand eine merkwürdige Kameradschaft, wie sie sich

manchmal zwischen Polizei und Verbrechern findet.

„Sie verschwenden nur Ihre Zeit mit mir, Mr. Hallick“, sagte er und fügte dann plötzlich ärgerlich hinzu: „Ich kann Ihnen doch weiter nichts sagen. Ich gebe Ihnen nur den einen guten Rat: Suchen Sie O'Shea ausfindig zu machen. Der kann Ihnen Aufklärung geben. Und dann noch eins: Sie müssen ihn finden, bevor ich ihn fasse, wenn Sie von ihm noch etwas erfahren wollen.“

„Wir werden ihn schon finden“, sagte Hallick ruhig.

„Sie wollen doch nur das Geld haben“, erwiderte Connor verächtlich. „Nur deshalb machen Sie all diesen Aufwand. Sie wollen der Bank das Geld wieder beschaffen und die Belohnung einstecken, die darauf steht. Versuchen Sie es doch einmal mit Marks, vielleicht macht der gemeinsame Sache mit Ihnen.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und Marks wurde ins Zimmer geführt. Er hatte sich während der Jahre der Gefangenschaft kaum verändert. Das hagere, asketische Gesicht war vielleicht noch ein wenig härter, die dünnen Lippen waren noch etwas schmäler geworden, und die Augen lagen tiefer in den Höhlen. Aber er sprach noch ebenso gebildet und war ebenso übertrieben höflich wie früher.

„Ach, da sind Sie ja, Mr. Hallick! Sie sind hergekommen, um uns in unserem Landhaus einmal aufzusuchen?“

Nun bemerkte er auch Connor und nickte ihm zu. Ja, er machte sogar eine kleine Verbeugung vor ihm.

„Das ist ja sehr liebenswürdig und freundlich von Ihnen, Mr. Hallick. Haben Sie sich auch schon den Park und die Garage angesehen oder das hübsche Billardzimmer?“

„Nun ist es aber genug“, ermahnte ihn der Oberaufseher streng.

„Ach, verzeihen Sie“, sagte Marks und verneigte sich ironisch vor dem Beamten. „Es war alles nur Scherz. Ich habe nicht die Absicht gehabt, jemanden zu kränken. Es ist aber merkwürdig, daß ich Sie hier wiedersehe, Mr. Hallick! Hoffentlich ist es nur

ein kurzer Besuch. Sie wollen doch nicht etwa länger bleiben?“ Hallick lächelte.

„Sie wissen doch, warum ich hergekommen bin?“ Marks schüttelte den Kopf, dann sah er den anderen so überrascht an, daß man es kaum für Schauspielerei halten konnte.

„Sie sind doch nicht etwa hergekommen, um mich und meinen armen Freund nach dem verschwundenen Goldtransport zu fragen; aber ich sehe, daß es doch so ist. Sie wollen wohl wissen, wo das Geld versteckt ist? Und ich wünschte, ich könnte es Ihnen sagen. Aber am besten ist es, Sie wenden sich an Mr. O'Shea.“

„Marks, sei doch vernünftig“, sagte Connor ärgerlich, worauf Marks seinen Kameraden gekränkt anschaute. „Es fällt mir im Traum nicht ein, irgendwelche Fragen zu beantworten“, fuhr Connor fort. „Du kannst ja tun, was du nicht lassen kannst, und wenn sie O'Shea bisher nicht gefunden haben, so werde ich ihn bestimmt finden. Wenn ich ihn erst beim Wickel habe, wird er schon merken, was das zu bedeuten hat. Wenn ich hier entlassen werde, kümmere ich mich um niemanden anders mehr. Ich will auch nicht, daß Marks mir hilft, O'Shea zu finden. Ich habe Marks die letzten zehn Jahre Tag für Tag gesehen, und ich kann ihn nicht mehr ausstehen. Ich werde den Mann schon zu fassen kriegen, der mich verraten hat, ganz allein!“

„Glauben Sie das?“ fragte Hallick schnell. „Wissen Sie denn, wo er ist?“

„Ich weiß nur eins“, entgegnete Connor düster, „und Marks weiß es auch. Er hat es an jenem Morgen gesagt, als wir auf den Goldtransport warteten, es ist ihm so herausgefahren. O'Shea wollte sich zurückziehen und sich irgendwo verstecken, aber ich werde Ihnen weiter nichts erzählen. Vier Monate muß ich noch absitzen, und wenn die vorüber sind, werde ich O'Shea suchen und finden.“

„Ach, das ist doch alles Unsinn“, erwiderte Hallick. „Den finden Sie nicht, die Polizei hat die ganzen letzten Jahre nach

ihm gesucht.“

„Nach wem haben Sie denn Ausschau gehalten?“ fragte Connor, ohne sich um den warnenden Blick zu kümmern, den Marks ihm zuwarf.

„Doch nach niemandem anders als nach Len O’Shea.“ Connor lachte laut.

„Sie suchen nach einem gesunden Mann, aber da irren Sie sich. Ich habe Ihnen früher nicht gesagt, warum Sie ihn nicht finden. Nämlich deshalb, weil er verrückt ist. Sie wußten das nicht, aber Marks weiß es auch. O’Shea war vor zehn Jahren wahnsinnig. Ich möchte bloß wissen, was er jetzt treibt. Der Kerl ist ebenso verschlagen und schlau, wie es nun einmal Verrückte sind. Fragen Sie Marks.“

Davon hatte Hallick noch nichts gehört. Er sah Marks fragend an, aber der lächelte nur.

„Ich fürchte, Bonner hat recht“, gab er liebenswürdig zu. „O’Shea ist so klug, weil er nicht ganz bei Verstand ist. Selbst in Dartmoor erfahren wir manchmal etwas Neues, Mr. Hallick, und es geht das Gerücht, daß vor ein paar Jahren drei Beamte von Scotland Yard spurlos verschwanden. Und Sie werden ja schließlich kein Staatsgeheimnis verraten, wenn Sie mir bestätigen, daß diese drei O’Shea verhafteten sollten.“

Er sah, daß sich Hallicks Gesichtsausdruck änderte, und lachte.

„Man erzählt sich auch“, fuhr er fort, „daß sie England verlassen hätten und später von Paris aus ihre Entlassungsgesuche nach Scotland Yard schickten. Aber es ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt, daß O’Shea jede Handschrift nachmachen kann, und ich sage Ihnen nur, daß die England überhaupt nicht verlassen haben.“ Hallick wurde blaß. „Wenn ich denken müßte –“ begann er. „Die sind gar nicht aus England herausgekommen“, erklärte Marks rücksichtslos. „Sie suchten O’Shea – und der hat sie eher erkannt als sie ihn.“

„Wollen Sie damit sagen, daß sie tot sind?“ Marks nickte

langsam.

„Zweiundzwanzig Stunden am Tag ist er vernünftig wie alle anderen Leute, aber zwei Stunden... „Er zuckte die Schultern. „Mr. Hallick, Ihre Beamten müssen O'Shea in einem unglücklichen Augenblick begegnet sein.“

„Wenn ich ihn treffe –“ mischte sich Connor ein, aber Marks drehte sich schnell nach ihm um.

„Wenn du ihm begegnest, dann mußt du dran glauben“, sagte er ärgerlich. „Wenn ich ihn aber sehen sollte –.“ Sein Gesicht verzerrte sich so sehr, daß Hallick erschrak.

„Was dann?“ fragte der Inspektor. „Wo wollen Sie ihn denn suchen?“

Marks hob den Arm, und seine Finger krallten sich ineinander, als ob sie einem unsichtbaren Feind die Kehle zudrückten.

„Ich weiß, wo ich ihn finden kann!“

# 5

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen.

Mr. Goodman war nicht zur Stadt gefahren, obwohl er es eigentlich vorhatte. Gewöhnlich fuhr er zwei- oder dreimal im Monat nach London in sein Büro. Miss Veronika Elvery wälzte ein dickes Lexikon, denn sie war gerade dabei, ein Gedicht zu vervollständigen, wozu ihr die nötigen Reime fehlten.

Mr. Goodman war im Sofa über seiner Zeitung eingenickt. Kaum ein Geräusch unterbrach die Stille; nur Veronikas Feder kratzte auf dem Papier, und die alte Großvateruhr in der Ecke tickte monoton.

Ein großer gewölbter Raum bildete die Eingangshalle des Herrenhauses. Früher einmal diente er als Vorraum zum Refektorium. Die Inschriften, die die Mönche in die Steinwände eingehauen hatten, waren noch hinter der Täfelung verborgen.

Durch das offene Fenster konnte man auf den herrlichen Park mit seinen Büschen und Baumgruppen hinaussehen, in dem die Ruine der alten Abtei lag, zu der so viele Neugierige gepilgert waren.

Mr. Goodman hörte nicht auf das Gezwitscher der Vögel, wohl aber Miss Veronika. Sie war in gehobener Stimmung, wie es eine Dichterin ja sein soll. Plötzlich wandte sie sich um.

„Mr. Goodman!“ sagte sie sanft.

Als er nicht antwortete, rief sie ein zweites Mal, etwas lauter.

„Ja, was gibt's?“ fragte er und richtete sich auf.

„Welches Wort reimt sich auf hochmütig?“ Mr. Goodman überlegte, dann fuhr er nachdenklich mit der Hand über die Stirn.

„Kaltblütig.“

Miss Elvery schüttelte verzweifelt den Kopf. „Nein, das hilft mir nicht, das ist ein häßliches Wort.“ „Aber was machen Sie denn da?“ Sie gestand ihm, daß sie dichtete. „Um Himmels willen! Das ist ja das größte Verbrechen, wenn man an einem so

herrlichen Frühlingsmorgen auch noch Gedichte schreiben will. Das ist so entsetzlich, als wenn man vor dem Mittagessen anfängt, Whisky zu trinken. Wen dichten Sie denn eigentlich an?“

Sie lächelte ihm bedeutungsvoll zu. „Sie werden mir böse sein, wenn ich es Ihnen sage.“ Er nahm den halb vollgeschriebenen Bogen. „Ach, es ist jemand, den Sie auch kennen!“ Mr. Goodman runzelte die Stirn. „Sie fragten doch eben, was sich auf hochmütig reimt. Wer in aller Welt ist denn hochmütig?“

Veronika warf den Kopf zurück, wie immer, wenn sie sich angegriffen fühlte.

„Sind Sie nicht auch davon überzeugt, daß sie hochmütig ist? Bedenken Sie doch, ihr Vater führt hier eine Pension. Da hat sie keinen Grund, so zu tun, als ob sie eine Gräfin sei.“

„Ach, Sie meinen Miss Redmayne?“ fragte er ruhig und legte den Bogen wieder auf den Tisch. „Sie ist wirklich ein sehr nettes Mädchen. Sie sagen, hier sei eine Pension? Nun gut, ich bin der erste Pensionär, den ihr Vater ins Haus genommen hat, aber ich habe dieses Herrenhaus nie als eine gewöhnliche Pension betrachtet.“ Es folgte eine kurze Pause.

„Mr. Goodman, sind Sie böse, wenn ich Ihnen etwas sage?“

„Nun, bis jetzt habe ich noch nichts dagegen“, entgegnete er lächelnd.

„Ich glaube, ich habe eine romantische Veranlagung. Ich sehe irgendein Geheimnis in allen möglichen Dingen. Auch Sie kommen mir geheimnisvoll vor.“ Als er sie bestürzt ansah, fügte sie hinzu: „Ich meine damit nicht, daß Sie düster und schrecklich aussehen.“ Er schien etwas erleichtert.

„Aber Colonel Redmayne ist wirklich ein düsterer, verschlossener Charakter“, erklärte sie mit Nachdruck. „Mir ist er niemals so vorgekommen“, entgegnete Mr. Goodman langsam.

„Aber ich habe doch recht“, beharrte sie. „Warum hat er denn

dieses Haus gekauft, das so weit von allen anderen menschlichen Behausungen entfernt liegt? Und warum hat er hier eine Pension aufgemacht?“ „Wahrscheinlich, um Geld zu verdienen.“ Sie sah ihn triumphierend an und schüttelte den Kopf.

„Nein, er verdient gar nichts. Meine Mutter sagte noch heute morgen, daß er hier eine Menge Geld zusetzen muß. Monkshall ist ein sehr schön gelegener Herrensitz, aber man erzählt sich so seine Geschichten. Sie wissen doch, daß hier Geister umgehen?“

Mr. Goodman lächelte gutmütig. Die Geschichte war ihm schon früher erzählt worden.

„Ich habe hier Dinge gehört und auch Dinge gesehen –“ Miss Veronika senkte die Stimme zu einem Flüstern. „Meine Mutter sagt immer, daß hier früher einmal ein fürchterliches Verbrechen geschehen sein muß, und das ist auch meine Ansicht.“

Mr. Goodman äußerte, daß ihre Mutter vielleicht zuviel Mord- und Kriminalgeschichten läse. Das stimmte auch, denn Mrs. Elvery las alle Zeitungsberichte über Verbrechen und Verbrecher.

„Ja, sie liest gern einen guten Kriminalroman“, pflichtete Veronika bei. „Voriges Jahr mußten wir unsere Reise nach der Schweiz aufgeben, weil damals gerade der sensationelle Mordfall an dem Radfahrer verhandelt wurde. – Glauben Sie, daß Colonel Redmayne einen Mord begangen haben könnte?“

„Es ist nicht recht, daß Sie so etwas sagen“, erwiderte Mr. Goodman.

„Warum ist er dann so nervös? Und warum fürchtet er sich? Ständig lehnt er neue Gäste ab. Gestern kam so ein netter junger Herr, aber den wollte er nicht haben.“

„Nun, morgen kommt ein neuer Gast“, erklärte Goodman, der seine Zeitung wieder aufnahm.

„Das ist doch nur ein Pfarrer“, entgegnete Veronika verächtlich. „Jedermann weiß, daß Pfarrer kein Geld haben.“

Goodman lachte.

„Der Colonel könnte schon Geld verdienen, aber er will es ja nicht.“ In vertraulichem Ton fügte sie hinzu: „Ich will Ihnen auch noch mehr verraten. Meine Mutter kannte Colonel Redmayne, bevor er Monkshall kaufte. Er hatte damals keinen Pfennig Geld. Wie kam er denn dazu, dieses Haus zu kaufen?“ Mr. Goodman sah sie strahlend an. „Zufällig weiß ich das ganz genau. Er hat damals eine große Erbschaft gemacht.“

Veronika war enttäuscht und gab sich auch keine Mühe, ihre Gefühle zu verbergen. Sie kam nicht dazu, etwas zu entgegnen, denn ihre Mutter trat gerade ins Zimmer.

Mrs. Elvery war eine etwas füllige, aber imposante Erscheinung. Sie ging direkt zu dem Sofa; auf dem Mr. Goodman seine Zeitung las.

„Haben Sie vorige Nacht etwas gehört?“ fragte sie mit erhobener Stimme.

Er nickte.

„Im Zimmer nebenan hat jemand geschnarcht wie der Teufel“, begann er.

„Mr. Goodman, Sie wissen, daß ich das Zimmer neben Ihnen habe“, erwiederte sie eisig. „Haben Sie einen Schrei gehört?“

„Einen Schrei?“ fragte er entsetzt.

„Und ich habe auch das Orgelspiel vorige Nacht wieder gehört.“

Goodman seufzte.

„Glücklicherweise bin ich ein wenig taub. Ich habe vorige Nacht weder Orgelspiel noch Schreie gehört. Das einzige, was ich deutlich und auch gern höre, ist der Gong, der zum Essen ruft.“

„Es gibt hier ein Geheimnis“, behauptete Mrs. Elvery. „Das habe ich gleich am ersten Tag gemerkt, als ich herkam. Zuerst wollte ich nur eine Woche bleiben, aber jetzt bleibe ich, bis dieses Geheimnis enthüllt ist.“

Mr. Goodman lächelte gutmütig.

„Dann wollen Sie also für immer hierbleiben, Mrs. Elvery?“

„Diese Stimmung hier, diese düstere Atmosphäre erinnert mich an die Abtei Pangleton, wo John Roehampton seinen drei Nichten die Kehlen durchschnitt“, erklärte sie mit großer Genugtuung. „Und dabei waren die Nichten erst neunzehn, zweiundzwanzig und vierundzwanzig Jahre alt. Später wurde er im Gefängnis von Exeter hingerichtet. Er mußte zum Schafott getragen werden, und vor seinem Tod hat er ein volles Geständnis abgelegt.“

In diesem Augenblick trat Colonel Redmayne ins Zimmer. Er war etwa fünfundfünzig Jahre alt und wirkte ziemlich nervös und zerstreut. Seine Kleidung ließ zu wünschen übrig und machte einen etwas vernachlässigten Eindruck.

Redmayne sah von einem zum anderen.

„Guten Morgen – ist etwas nicht in Ordnung?“

„Ach, es geht mir verhältnismäßig gut“, erwiderte Goodman lächelnd und hoffte, daß sich Mrs. Elvery über ein anderes Thema unterhalten würde, aber sie ließ sich nicht so leicht davon abbringen.

„Colonel, haben Sie in der vergangenen Nacht etwas gehört?“

„Was soll ich gehört haben? Was gibt es denn hier nachts zu hören?“

Sie zählte geschäftig die grausigen Ereignisse der vergangenen Nacht auf.

„Zunächst hat die Orgel wieder gespielt, dann hörten wir einen Schrei, der uns durch Mark und Bein ging. Er kam aus der Tiefe – direkt aus der Gegend des Mönchsgrabes.“

Sie wartete erregt, aber Redmayne schüttelte den Kopf.

„Nein, ich habe nichts gehört. Ich habe geschlafen“, sagte er mit leiser Stimme.

Veronika mischte sich in die Unterhaltung.

„Das kann aber nicht stimmen. Ich sah, daß Licht in Ihrem Zimmer brannte, lange nachdem meine Mutter und ich diesen entsetzlichen Schrei hörten. Ich kann nämlich von meinem

Fenster Ihr Zimmer sehen.“

Er sah sie düster an.

„So, können Sie das? Ich bin gestern abend eingeschlafen, während das Licht noch brannte. Hat jemand von Ihnen meine Tochter gesehen?“

Goodman zeigte in den Park hinaus.

„Ich sah sie vor einer halben Stunde.“

Colonel Redmayne verließ, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, das Zimmer und ging durch den Park.

„Und ich bleibe dabei, daß es hier ein großes Geheimnis gibt“, behauptete Mrs. Elvery und holte tief Luft. „Der Mann ist wahnsinnig. Mr. Goodman, kennen Sie den netten jungen Mann, der gestern morgen hierher kam? Er wollte ein Zimmer haben, und als ich den Colonel fragte, warum er dem jungen Mann seine Bitte abgeschlagen hätte, wurde er ganz wütend und böse auf mich! Dann sagte er, das wäre kein Mann, wie er ihn als Gast in seinem Hause wünschte. Der junge Mann hätte sich erdreistet, die Bekanntschaft seiner Tochter zu machen, und Trunkenbolde wollte er nicht unter seinem Dach haben.“

„Also, mit anderen Worten“, entgegnete Mr. Goodman trocken, „der Colonel hat sich über den jungen Mann geärgert. Aber Sie müssen ihn nicht zu ernst nehmen, er ist heute morgen ein wenig nervös.“

Goodman nahm eine andere Zeitung und blätterte sie durch.

„Dann die Überheblichkeit, mit der er jeden behandelt“, fuhr Mrs. Elvery fort. „Seine Tochter ist auch ziemlich eingebildet, das können Sie nicht bestreiten, Mr. Goodman. Es mag ja recht undankbar klingen, aber sie ist – wie soll ich doch gleich sagen “

„Direkt anmaßend“, ergänzte Veronika.

„Ja, sie glaubt Wunders, wer sie ist“, stimmte ihre Mutter bei. „Und ihr Benehmen ist auch nicht sehr vornehm. Ich erzählte ihr neulich die Geschichte von der Ermordung der jungen Witwe in der Grange Road in London. Sie wissen doch noch: der Liebhaber brachte die Frau durch Gift um, nur um die

Versicherungssumme zu bekommen. Es war ein sensationeller Fall. Aber da hat sie mir einfach den Rücken gekehrt und gesagt, daß sie sich für solche Schauergeschichten nicht interessiere.“

Der Butler Cotton trat ins Zimmer und brachte die Post. Er war ein düster dreinblickender Mann, der nur selten sprach. Als er gerade wieder gehen wollte, rief Mrs. Elvery ihn zurück.

„Haben Sie in der vergangenen Nacht den Lärm gehört, Cotton?“

Er drehte sich mißvergnügt um.

„Nein, ich habe am Tag sehr viel zu tun, deshalb habe ich einen festen Schlaf. Nur ein Kanonenschuß könnte mich aufwecken.“

„Haben Sie das Orgelspiel auch nicht gehört?“ fragte sie hartnäckig weiter.

„Nein, ich höre überhaupt nichts, wenn ich schlafe.“

„Der Mann scheint nicht sehr intelligent zu sein“, sagte Mrs. Elvery verzweifelt, als der Butler gegangen war.

# 6

Mary Redmayne ging an jenem Morgen ins Dorf, um auf der Post Briefmarken zu kaufen. Sie sah den jungen Mann im Sportanzug kaum an, der auf der Bank vor dem Roten Löwen saß, aber sie wußte wohl, daß er zugegen war. Die verschiedensten Geschichten hatte sie schon über ihn gehört.

Zuerst hatte er ihr leid getan, aber jetzt war er ihrer Meinung nachrettungslos verloren. Außerdem war sie böse auf ihn, weil er ihren Vater geärgert hatte. Mr. Fane hatte tatsächlich die Kühnheit besessen, bei dem Colonel um ein Zimmer in Monkshall anzufragen.

Als sie aus dem Dorf zurückkam und in den kleinen Weg einbog, der nach dem Park von Monkshall führte, saß er auf einem Drehkreuz und versperrte ihr den Weg. Er rauchte eine Zigarette und sah melancholisch durch seine große Hornbrille ins Leere.

Einen Augenblick blieb sie stehen und hoffte, daß er sie nicht gesehen hätte. Dann zögerte sie und überlegte, ob sie nicht einen Umweg machen sollte. Aber er erhob sich bereits nachlässig und nahm seine Mütze ab.

„Bitte sehr!“

Mit einem freundlichen Lächeln sah er sie an, aber sie ärgerte sich über ihn.

„Wenn ich Sie nach Haus begleiten sollte, würde Ihr Vater dann nach mir schießen oder die Hunde auf mich hetzen?“

Sie sah ihm gerade ins Gesicht.

„Soviel ich weiß, sind Sie Mr. Fane?“

Er verneigte sich ein wenig übertrieben, und ihr stieg das Blut in die Wangen, weil sie sich über seine Unverschämtheit ärgerte.

„Unter diesen Umständen, Mr. Fane, zeugt es nicht von gutem Geschmack, daß Sie eine Unterhaltung mit mir anknüpfen.“

„Ihrer Meinung nach mag das nicht schicklich sein; aber warum soll man einer schönen jungen Dame nicht sagen, daß sie

vorzüglich aussieht. Haben Sie schon bemerkt, wie wenig schöne Menschen es überhaupt auf der Welt gibt? Ich stand einmal an einer Straßenecke...“

„Ja, und jetzt stehen Sie mir im Weg“, unterbrach sie ihn heftig.

Sie war nicht in der besten Stimmung, denn die Erlebnisse in dem alten Haus hatten sie nervös gemacht, und gerade die letzte Nacht war schrecklich für sie gewesen. Sie hatte nicht schlafen können und überall Geräusche und auch dieses geheimnisvolle leise Orgelspiel gehört. Vor allem aber hatte sie etwas gesehen, was ihre Angst noch viel mehr gesteigert hatte: eine Gestalt war über den Rasen unter ihrem Fenster geeilt und wieder verschwunden.

Mr. Fane sah sie scharf an, und sie ärgerte sich um so mehr, als er nicht sicher auf den Füßen zu stehen schien.

„Hat Ihr Vater Sie gern?“ fragte er in liebenswürdigem Ton.

Sie war über seine Worte so verwundert, daß sie zuerst nicht antworten konnte.

„Wenn er Sie gern hat, kann er Ihnen nichts abschlagen, meine liebe Miss Redmayne. Wie wäre es, wenn Sie ihm sagten: „Ich kenne einen jungen Mann, der ein Quartier in Monkshall sucht –““

„Lassen Sie mich bitte vorbeigehen“, sagte sie, zitternd vor Aufregung.

Er trat höflich beiseite. Sie ging durch das Drehkreuz und entfernte sich rasch. Erst als sie den halben Weg zum Hause zurückgelegt hatte, schaute sie sich einmal um und entdeckte empört, daß er ihr folgte. In respektvoller Entfernung allerdings, aber immerhin war er ihr nachgegangen.

Kurz nachdem Mrs. Elvery und Mr. Goodman zum Golfplatz gegangen waren, erschien auf dem Rasen vor dem Hause ein Mann. Er sah ziemlich grobschlächtig aus und hatte eine Lederschürze umgebunden. Unter dem Arm trug er eine Anzahl

beschädigter Schirme. Nachdem er sich heimlich umgesehen hatte, ging er über den Rasen und stand gleich darauf in der offenen Haustür, von wo er Cotton beobachtete. Der Butler räumte das Schreibzeug weg, das Veronika hatte stehen lassen. Als er den Mann bemerkte, fragte er barsch:

„Was wollen Sie denn hier?“

„Haben Sie irgendwelche Schirme auszubessern oder Rohrstühle zu flechten?“ fragte der Fremde mechanisch.

Cotton wies ihn hinaus. „Machen Sie, daß Sie fortkommen! Wer hat Sie denn überhaupt hereingelassen?“

„Der Wärter unten am Parktor sagte, daß Sie hier etwas auszubessern hätten“, brummte der andere.

„Dann gehen Sie zum hinteren Eingang, Sie wissen doch, wo die Küche ist. Machen Sie, daß Sie von hier vorn verschwinden!“

Aber der Mann rührte sich nicht.

„Wer wohnt denn hier?“

„Colonel Redmayne, wenn Sie es durchaus wissen müssen. Die Küche ist dort hinten um die Ecke. Erzählen Sie mir hier weiter keine Geschichten und scheren Sie sich fort.“

Der Mann mit der Lederschürze sah sich befriedigt im Zimmer um.

„Alles nett und schön eingerichtet.“

Cotton wurde rot vor Ärger.

„Können Sie nicht verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie sich fortscheren sollen? Die Küchentür ist dort um die Ecke!“

Der Mann in der Schürze kümmerte sich nicht um Cottons Worte und trat weiter ins Zimmer.

„Wie lange wohnt er denn schon hier – ich meine Mr. Redmayne?“

„Zehn Jahre“, sagte der Butler außer sich. „Ist das alles, was Sie wissen wollen? Wenn Sie jetzt nicht bald verduften, setzt es noch eine Tracht Prügel!“

„Zehn Jahre“, wiederholte der Mann und nickte. „Ich möchte

diesen Colonel zu gern einmal sehen.“

„Ich werde Ihnen eine Empfehlung an ihn mitgeben“, entgegnete Cotton ironisch. „Solche Herumtreiber wie Sie schätzt er sehr!“

In diesem Augenblick trat Mary atemlos ins Zimmer. „Schicken Sie den jungen Mann fort“, sagte sie erregt und zeigte auf Ferdie, der hinter ihr herkam. Sie hatte den Mann mit der Lederschürze noch nicht bemerkt.

„Was für einen jungen Mann, Miss Mary?“ fragte Cotton und trat ans Fenster. „Ach, das ist ja der Herr, der gestern kam. Er war recht liebenswürdig.“

„Das ist mir ganz gleich“, erwiderte sie und stampfte mit dem Fuß auf. „Sie sollen ihn fortschicken!“

„Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?“

Erstaunt betrachtete sie den Mann mit der Lederschürze, der sie angesprochen hatte.

„Nein, das können Sie nicht!“ rief Cotton.

„Wer sind Sie denn?“ fragte Mary.

„Ich repariere alte Schirme und Stühle.“ Er sah sie nachdenklich an, aber sein Blick erschreckte sie.

„Er kam unaufgefordert in dieses Zimmer, und ich sagte, daß er zur Küche gehen sollte“, erklärte Cotton. „Wenn Sie nicht gekommen wären, hätte ich ihn hinausgeworfen.“

„Es ist mir ganz gleich, wer er ist, aber er soll Ihnen helfen, diesen niederträchtigen jungen Mann fortzuschicken“, sagte Mary verzweifelt. „Er –“

Plötzlich schwieg sie, denn Fane stand am offenen Fenster und sah sie von dort aus ruhig an.

„Guten Tag allerseits. Wie geht's?“

„Wie dürfen Sie es wagen, mir hierher zu folgen“, rief sie außer sich und stampfte wieder wütend mit dem Fuß auf den Boden. Aber er ließ sich dadurch nicht im mindesten stören.

„Sie sagten mir, ich sollte Ihnen aus dem Weg gehen, deshalb folgte ich Ihnen. Das ist doch vollkommen klar.“

Es wäre nun am besten für sie gewesen, wenn sie das Zimmer schweigend verlassen hätte, aber er reizte sie so sehr zum Widerspruch, daß sie blieb.

„Verstehen Sie denn nicht, daß mein Vater und ich Sie nicht hier sehen wollen? Es liegt uns nichts daran, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Sie kennen mich nicht“, erwiderte er verletzt, „und Sie wissen nicht einmal, daß ich mit Vornamen Ferdie heiße.“

„Sie haben sich mir aufgedrängt, obwohl ich Ihnen klar und deutlich gesagt habe, daß ich nichts mit Ihnen zu tun haben will“

„Ich will aber hier im Hause bleiben“, unterbrach er sie. „Warum sollte ich das auch nicht?“

„Sie brauchen kein Zimmer hier, Sie haben eins im Roten Löwen, und dorthin gehören Sie auch!“

Der Mann mit der Lederschürze mischte sich wieder ein.

„Aber nun hören Sie doch“, sagte er. „Die Dame wünscht nicht, daß Sie bleiben, also gehen Sie.“

Fane kümmerte sich nicht um ihn.

„Ich gehe nicht in den Roten Löwen zurück“, erklärte er ungerührt. „Das Bier schmeckt mir dort nicht. Ich durchschaue die ganze Geschichte.“

Eine Hand legte sich auf seine Schulter.

„Wollen Sie jetzt ruhig sein und fortgehen?“ sagte der Mann mit der Lederschürze.

Mr. Fane drehte sich um.

„Unterstehen Sie sich! Ich warne Sie, in Gegenwart einer jungen Dame –“

„Also machen Sie hier keine langen Redensarten, und gehen Sie.“

Fane packte den anderen plötzlich am Handgelenk und warf den großen, kräftigen Mann mit einer kurzen Bewegung zu Boden.

„Das ist Jiu-Jitsu“, sagte Fane lächelnd.

Er hörte einen ärgerlichen Ausruf, und als er sich umwandte,

stand er Colonel Redmayne gegenüber.

„Was hat das alles zu bedeuten?“

Aufgeregt setzte ihn seine Tochter von dem Vorgefallenen in Kenntnis.

„Bringen Sie den Mann in die Küche“, wandte er sich an Cotton. Als die beiden gegangen waren, fragte er Fane: „Nun, was wollen Sie?“

Colonel Redmayne sprach ruhig und liebenswürdiger, als Mary erwartet hatte.

„Ich möchte ein Zimmer bei Ihnen haben“, entgegnete Fane kühl.

Mit Mühe hielt sich der Colonel zurück, um nicht ausfallend zu werden.

„Ich sagte Ihnen doch schon, daß Sie nicht hier wohnen können. Das habe ich Ihnen bereits gestern erklärt. Ich habe kein Zimmer für Sie, und ich will auch nicht, daß Sie in meinem Haus wohnen.“

Der Colonel wies mit einer Kopfbewegung zur Tür, und Mary verließ das Zimmer schnell.

Redmayne wurde wütend.

„Glauben Sie denn, daß Sie sich einfach ins Haus drängen können? Sie sind doch ein abscheulich betrunkener Kerl, ohne Anstand und ohne das geringste Taktgefühl. Sie scheinen mit Ihrem Geld nichts Besseres anfangen zu können, als sich von morgens bis abends zu betrinken.“

„Ich dachte, Sie würden mir trotzdem ein Zimmer geben“, erklärte Ferdie, ohne sich einschüchtern zu lassen.

Redmayne drückte auf die Klingel, und gleich darauf erschien Cotton im Zimmer.

„Zeigen Sie diesem Herrn den Weg ins Freie, und begleiten Sie ihn aus dem Park hinaus.“

Es schien zuerst, als ob Fane Schwierigkeiten machen wollte, und der Colonel atmete erleichtert auf, als der junge Mann dann doch gehorchte und die Begleitung des Butlers ablehnte.

Fane hatte das Haus gerade verlassen, als der Mann mit der Lederschürze aus den Büschen trat und ihm den Weg versperrte. Ein paar Sekunden standen sich die beiden gegenüber und betrachteten sich schweigend.

„Ich kenne nur einen, der mich mit dem kurzen Griff so zu Boden schleudern könnte, und ich wollte Sie mir doch noch einmal genauer ansehen.“

Ferdie Fane verzog keine Miene, und der andere trat zurück.

„Sie sind es wirklich! Seit zehn Jahren habe ich Sie nicht gesehen, und ich hätte Sie auch nicht wiedererkannt, wenn Sie mich nicht so an der Hand gepackt hätten“, sagte er und atmete schwer.

„Ja, ich spiele meine Rolle gut.“ Ferdie Fane schien vollkommen nüchtern zu sein. Seine Stimme klang stahlhart. „Sie haben viel mehr gesehen als Sie sehen sollten, Mr. Connor!“

„Ich fürchte mich nicht vor Ihnen“, erwiderte Connor düster. „Versuchen Sie ja nicht, mich hier fortzujagen. Sie arbeiten wieder mit Ihrem alten Trick. Sie spielen hier einen betrunkenen jungen Mann!“

„Connor, ich gebe Ihnen jetzt eine Gelegenheit, wie sie sich Ihnen im Leben nicht wieder bietet“, entgegnete Fane mit Nachdruck. „Ich rate Ihnen, entfernen Sie sich so schnell wie möglich aus diesem Haus. Sind Sie heute abend noch hier, dann sind Sie ein toter Mann!“

Keiner von beiden sah Mary Redmayne, die oben aus dem Fenster schaute und die Unterredung angehört hatte.

# 7

Mrs. Elvery sagte von sich selbst, daß sie alles genau beobachtete, und die Dienstboten beschwerten sich darüber, daß sie ihnen nachspionierte. Vor allem konnte der Butler Cotton sie nicht leiden, und er hatte auch besonderen Grund, sich zu beklagen; sie überraschte ihn nämlich an jenem Nachmittag mit dem Mann mit der Lederschürze in vertrauter Unterhaltung. Dieser hatte ihm eine Geschichte von einem ungeheuren Schatz erzählt, der in den gewölbten Kellern des Herrenhauses verborgen liegen sollte.

Sofort ging sie zu Colonel Redmayne und berichtete ihm alles. Zuerst war er bestürzt, aber nachher kümmerte er sich wenig um die Sache. Er hatte die Gewohnheit, sich in sein Arbeitszimmer zurückzuziehen und sich dort einzuschließen. In einem kleinen Wandschrank verwahrte er stets eine Flasche und zwei Gläser. Das war sehr bequem für Redmayne, denn er konnte sie verstecken, wenn jemand an die Tür klopfte.

Mrs. Elvery war ihm unsympathisch, deshalb hörte er auch kaum hin, als sie ihre Geschichte erzählte.

„Der Colonel ist ein grober, ungehobelter Bär“, sagte sie später zu ihrer Tochter, zog aufgeregt den Vorhang vom Fenster zurück und sah in den dunklen Park hinaus. „Ich bin sicher, daß wir heute abend hier noch irgend etwas Unheimliches erleben. Das habe ich auch Mr. Goodman gesagt, aber der wollte nichts davon hören!“

„Ich wünschte nur, du würdest das lassen“, erwiderte Veronika. „Du machst mich selbst ganz nervös.“

Mrs. Elvery sah in den Spiegel und ordnete ihre Haare.

„Ich habe das Gespenst schon zweimal gesehen“, erklärte sie selbstzufrieden.

Veronika schauderte.

Eine Weile schwieg ihre Mutter, aber dann wandte sie sich plötzlich um und hob die Hand.

„Dieser Cotton kommt mir jetzt ganz verdächtig vor. Wenn der wirklich ein Butler ist – ich weiß nicht recht!“

Veronika starrte sie bestürzt an.

„Um Himmels willen, Mutter, was meinst du denn?“

„Er ist den ganzen Tag hier herumgeschlichen. Ich habe ihn abgefaßt, als er die Kellertreppe heraufkam. Als er mich sah, erschrak er so sehr, daß er nicht wußte, was er anfangen sollte.“

Für eine kleine Weile herrschte Schweigen, dann fragte Veronika: „Was hast du denn wirklich gesehen Mutter, als du neulich nachts so furchtbar aufschriest?“

„Ich sah eine Gestalt, die über den Rasen lief und mit den Händen in der Luft herumfuchtelte – es war entsetzlich!“

„Was für eine Gestalt?“ fragte Veronika schwach.

Mrs. Elvery wandte sich in ihrem Sessel um.

„Einen Mönch! Er hatte eine schwarze Kutte an, und sein Gesicht war unter einer großen Kapuze verborgen.“

An jenem Abend war es stürmisch und regnerisch, und der Wind rüttelte an den Fensterläden.

„Es ist hier oben unheimlich, wir wollen nach unten gehen.“

Als sie in die große Halle kamen, fanden sie Mr. Goodman allein dort. Er seufzte, als er die beiden kommen sah, hoffte aber, daß sie es nicht gehört hatten.

„Mr. Goodman, hat Ihnen meine Mutter schon gesagt, was sie unten im Park gesehen hat?“

Er sah sie über die Brille hinweg an. Diese Unterhaltung war ihm unbehaglich.

„Wenn Sie schon wieder anfangen von Gespenstern zu reden...“

„Nein, es handelt sich diesmal um Mönche!“ erwiderte Veronika mit tonloser Stimme.

„Es handelt sich nur um diesen einen Mönch“, verbesserte Mrs. Elvery ihre Tochter. „Ich habe nie behauptet, daß ich mehr als einen gesehen habe.“

Goodman runzelte die Stirn.

„Einen Mönch?“ fragte er und lachte leise. Dann erhob er sich von dem Sofa, auf dem er gewöhnlich saß, ging quer durch die Halle und klopfte an die Wandtafelung. „Wenn es ein Mönch war, dann müßte er durch diese Tür gekommen sein.“

Mrs. Elvery starrte ihn mit offenem Mund an.

„Welche Tür?“ fragte sie aufgeregt.

„Dies ist die Mönchstür“, erklärte Mr. Goodman mit Genugtuung. „Die Eichentäfelung stammt noch aus der Zeit, als dies ein Mönchskloster war.“

Mrs. Elvery nahm ihr Lorgnon und sah neugierig zur Wand, hinüber. Sie entdeckte jetzt auch, daß dieser Teil der Täfelung tatsächlich eine Tür sein mußte. Die Holzverkleidung war glattgescheuert und heller als an den übrigen Stellen.

„Auf diesem Weg kamen die alten Mönche in die Halle. Es geht ein Gerücht um, daß dieser Gang zu einer unterirdischen Kapelle führt, die bis zur Reformation noch in Gebrauch war. Diese Halle bildete den Vorraum zum Refektorium, dem Speisesaal des Klosters. Die ganze Anlage ist später natürlich geändert worden, und wahrscheinlich hat man den Gang zur unterirdischen Mönchskapelle zugemauert. Nach alten Berichten pflegten die Mönche die Kapelle jeden Tag zu besuchen, und sie gingen in geschlossenem Zug zu zweien dorthin. Die unterirdische Kapelle oder Krypta war eine Grabkirche, und der Besuch sollte sie an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnern.“

Veronika atmete schwer.

„Wenn irgendwo eine Kapelle existierte“, sagte Mrs. Elvery mit leuchtenden Augen, „so würde das auch erklären, daß man immer Orgelspiel hört.“

Goodman schüttelte den Kopf.

„Nein, das ist alles nur Einbildung. Wenn man gut gegessen hat, träumt man unruhig. Das ist meiner Meinung nach, die einzige Erklärung.“ Dann wechselte er das Thema. „Sie haben mir doch erzählt, daß der junge Mr. Fane herkommt?“

„Das stimmt nicht. Er ist zwar sehr interessant, aber deshalb nehmen sie ihn ja nicht auf. Sie wollen nur alte, uninteressante Vogelscheuchen haben.“ Plötzlich fiel ihr ein, daß sie das nicht sagen durfte, und sie fügte schnell hinzu: „Damit meine ich natürlich nicht Sie, Mr. Goodman.“

Sie hörte, wie die Tür geöffnet wurde, und schaute sich um. Mary Redmayne kam herein.

„Wir haben eben über Mr. Fane gesprochen“, sagte Mrs. Elvery.

„So?“ fragte Mary ein wenig kühl. „Es ist ja wohl nicht viel Interessantes über ihn zu erzählen.“

Das Gespräch schlepppte sich noch eine Weile hin, bis sich die Gäste schließlich Gute Nacht wünschten und sich zurückzogen.

Der Colonel hatte sich nicht sehn lassen. Er saß in seinem Studierzimmer. Mary wartete, bis der letzte Gast gegangen war, dann klopfte sie bei ihm an. Von draußen konnte sie hören, daß er den kleinen Schrank schloß, bevor er öffnete.

„Guten Abend, mein Liebling“, sagte er mit unsicherer Stimme.

„Ich möchte mit dir sprechen, Vater.“

Er machte eine müde, abwehrende Bewegung.

„Ich wünschte, du würdest mich heute abend in Ruhe lassen. Ich bin so nervös.“

Sie schloß die Tür, ging auf ihn zu und legte eine Hand auf seine Schulter.

„Vater, können wir nicht von hier fortziehen? Es wäre doch am besten, wenn wir dies entsetzliche Haus verkauften.“

Er hielt den Blick gesenkt und sagte, er könnte wohl verstehen, daß sie sich hier langweile.

„Nein, das meine ich nicht. Es ist hier nicht langweiliger als in der Schule. Aber es ist unheimlich. Irgend etwas stimmt hier nicht. Ich fürchte mich hier im Haus!“

Er konnte sie nicht ansehen.

„Ich verstehe nicht recht, wie du das meinst.“

„Aber Vater, es geht hier etwas Furchtbares vor. Du weißt das sehr gut. Nein, glaube nur nicht, daß ich nervös bin und mir etwas einbilde. Ich habe es vorige Nacht selbst gehört – zuerst Orgelspiel, dann einen entsetzlichen Schrei!“ Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. „Ich kann es nicht länger ertragen! Dann sah ich eine Gestalt, die über den Rasen lief. Es war grauenvoll. Der Mann hatte einen schwarzen Umhang um. Mrs. Elvery hat den Schrei auch gehört. – Aber was ist denn das?“ Sie fuhr plötzlich zusammen, wurde bleich und zitterte am ganzen Körper. „Hörst du es nicht?“ flüsterte sie.

„Das ist der Wind“, entgegnete er heiser. „Nichts als der Wind.“

„Aber höre doch!“ Auch er mußte die schwachen Töne einer Orgel vernommen haben. „Hörst du denn immer noch nichts?“

„Nein“, sagte er eigensinnig.

Sie bückte sich und lauschte.

„Wirklich nicht?“ fragte sie dann aufs neue. „Ich höre unten Schritte auf dem steinernen Fußboden –“

Plötzlich schrie sie auf, draußen klopfte es laut an die Haustür.

„Jemand ist draußen“, sagte sie leise mit blutleeren Lippen.

Redmayne zog eine Schublade auf und nahm einen Browning heraus, den er in eine Tasche seines Rocks gleiten ließ.

„Geh in dein Zimmer“, sagte er zu seiner Tochter.

Dann trat er hinaus in die dunkle Halle, blieb einen Augenblick stehen und knipste das Licht an. Währenddessen kam Cotton von den Dienstbotenräumen her. Er war vollkommen angekleidet.

„Was ist los?“ fragte Redmayne.

„Es muß jemand an der Tür sein. Soll ich öffnen?“

Eine Sekunde zögerte der Colonel.

„Ja“, erwiderte er dann.

Cotton nahm die Kette von der Tür, drehte den Schlüssel um und riß sie auf. Ein großer Mann stand draußen, er schien ein

wenig hin und her zu schwanken.

„Es tut mir leid, daß ich Sie störe“, sagte Ferdie Fane, dessen Mantel vom Regen durchnäßt war. Er trat in die Halle und sah von einem zum andern. „Ich bin der zweite Besucher, der heute abend zu Ihnen ins Haus kommt.“

„Was wünschen Sie?“ fragte Redmayne.

Es war seltsam, daß der Anblick dieses halb betrunkenen Mannes ihm in gewisser Hinsicht Erleichterung verschaffte.

„Sie haben mich aus dem Gasthaus zum Roten Löwen rausgeschmissen.“ Ferdie sah den Colonel mit glasigem Blick an. „Ich möchte hier wohnen.“

„Laß ihn hier, Vater.“

Redmayne drehte sich um. Seine Tochter stand hinter ihm.

„Bitte, laß ihn hier wohnen. Er kann Zimmer Nr. 7 haben.“

Ein Lächeln glitt über Mr. Fanes Züge, und er sah nun bedeutend besser aus als vorher.

„Vielen Dank für die Einladung. Ich nehme sie ohne weiteres an.“

Sie schaute ihn erstaunt an. Der Regen hatte seinen Mantel ganz durchnäßt, das Wasser tropfte auf den Fußboden. Stunden mußte er draußen im stürmischen Wetter zugebracht haben. Wo mochte er nur gewesen sein? Es war auch merkwürdig, daß er so wenig sprach. Cotton brachte ihn nach Zimmer Nr. 7, das in einem entfernten Flügel lag. Marys Zimmer lag über der Eingangshalle. Nachdem sie sich von ihrem Vater verabschiedet hatte, schloß und verriegelte sie ihre Tür, kleidete sich langsam aus und legte sich ins Bett. Sie war zu aufgereggt, um schlafen zu können, und warf sich von einer Seite auf die andere.

Als sie gerade etwas Ruhe hatte finden können, hörte sie ein sonderbares Geräusch und richtete sich im Bett auf. Der Wind heulte um das Haus und trieb den Regen gegen die Fensterscheiben, aber davon war sie nicht aufgewacht. Sie hörte leise Stimmen in dem Zimmer unter ihr. Ihrer Meinung nach mußte es Cotton sein – vielleicht war es aber auch ihr Vater. Sie

hatten beide eine tiefe Stimme.

Dann ließen plötzlich grauenvolle Laute das Blut in ihren Adern erstarren. Es war das furchtbare Lachen, eines Wahnsinnigen, das von unten heraufklang. Einen Augenblick war sie gelähmt vor Schrecken, dann sprang sie aus dem Bett, zog ihren Morgenrock an und eilte die Treppe hinunter. Als sie über das Geländer schaute, sah sie unten eine Gestalt in der Eingangshalle.

„Wer ist da?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Es ist alles in Ordnung, Liebling.“

Es war ihr Vater. Sein Schlafzimmer lag neben dem Arbeitszimmer im Erdgeschoß.

„Hast du etwas gehört?“

„Nein, nichts“, erwiderte er barsch. „Geh zu Bett.“

Aber Mary Redmayne war mutig.

„Ich will nicht zu Bett gehen“, entgegnete sie entschlossen und stieg die Treppe hinab. „Es war jemand unten in der Halle, ich habe gehört, wie er mit einem anderen sprach.“

Sie legte die Hand auf die Türklinke, die zur Halle führte, aber dann nahm er sie am Arm.

„Um Himmels willen, Mary, geh nicht hinein.“

Ungeduldig machte sie sich von ihm frei und riß die Tür auf.

Es war vollkommen dunkel. Mit wenigen Schritten war sie beim Schalter und knipste das Licht an. Zuerst sah sie nichts, aber dann...

Mitten im Zimmer lag ein Mann, der mit weitgeöffneten Augen zur Decke starrte. Er war tot.

Als sie genauer hinschaute, erkannte sie den Fremden mit der Lederschürze, der am Morgen die Auseinandersetzung mit Ferdie Fane gehabt hatte.

## 8

Chefinspektor Hallick kam im Auto mit einem Fotografen und seinem Assistenten von London. Sowohl er als auch der Polizeiinspektor, in dessen Bereich Monkshall lag, erkannten den Toten sofort.

Connor! Joe Connor, der noch vor einigen Monaten im Gefängnis gesagt hatte, daß er O'Shea bis ans Ende der Welt folgen würde! Und nun lag er hier am Boden mit gebrochenem Genick. Alle Anzeichen sprachen dafür, daß O'Shea der Täter war. Connor war nicht sein erstes Opfer.

Hallick ließ die Gäste einzeln in die Halle kommen und fragte sie, was sie gehört hätten, dann auch die Dienstboten. Cotton war sehr gesprächig und erzählte viel. Er konnte sich auf den Mann besinnen, sagte aber, er könne sich nicht erklären, wie dieser ins Haus gekommen sei. Die Türen waren verschlossen und verriegelt, und keines der Fenster war erbrochen.

Goodman mußte einen guten Schlaf haben, denn er hatte nichts gehört, allerdings wohnte er in einem anderen Flügel des Gebäudes. Mrs. Elvery war aufgereggt und suchte den Polizeibeamten alle möglichen Theorien vorzutragen, die sie sich sofort gebildet hatte, aber sie konnte auch nichts Wichtiges aussagen.

„Fane – wer ist denn nur Fane?“ fragte Hallick.

Cotton berichtete ausführlich über den neuen Gast und die genauen Umstände, unter denen er ins Haus gekommen war.

„Ich werde später mit ihm sprechen. Haben Sie sonst noch einen andern Gast hier?“ fragte er und sah das Fremdenbuch ein.

„Der neue Gast kommt erst morgen, es ist ein Pfarrer“, erwiderte der Butler.

Hallick sah Cotton scharf an.

„Habe ich Sie nicht schon früher einmal gesehen?“

„Nein, mich nicht“, entgegnete Cotton, aber seine Stimme klang nervös.

„Hm“, brummte Hallick. „Das wäre im Moment alles. Ich will jetzt Miss Redmayne sprechen.“

Goodman, der ebenfalls in der Halle war, wandte sich an den Chefinspektor.

„Ich hoffe, daß Sie Miss Redmayne nicht zu sehr beunruhigen. Sie ist wirklich ein äußerst gutmütiges, liebes Mädchen – ich habe sie gern, und wenn ich jünger wäre...“ Er lächelte. „Sie sehen, selbst Kaufleute können romantisch sein.“

„Kriminalbeamte ebenfalls“, bemerkte Hallick trocken.

Er sah Goodman interessiert an. Dieser Mann hatte ihm ein Geständnis gemacht, das er nicht erwartet hatte. Goodman liebte also das junge Mädchen und hatte wahrscheinlich die Tatsache vor allen anderen Leuten geheimgehalten.

„Sie glauben wohl, daß ich sentimental bin –“

Hallick schüttelte den Kopf.

„Daß Sie verliebt sind, ist kein Verbrechen, Mr. Goodman“, sagte er ruhig.

„Das denke ich auch. Torheit ist kein Verbrechen, aber sie kommt mit dem Alter.“

Goodman ging zur Tür, durch die Mary kommen mußte, aber Hallick hielt ihn zurück. Gehorsam verließ er, obwohl er hier ein bevorzugter Gast war, den Raum durch eine andere Tür.

Mary hatte schon erwartet, daß man sie rufen würde. Sie war niedergeschlagen und fürchtete sich, als einer der Polizeibeamten sie in die Halle rief. Sie hatte den Chefinspektor noch nicht gesehen und war angenehm enttäuscht, da sie einen vierschrötigen Polizeibeamten erwartet hatte und einen liebenswürdigen, freundlich lächelnden Herrn vorfand. Als sie eintrat, sprach er gerade mit Cotton und nahm eine Weile keine Notiz von ihr.

„Haben Sie wirklich keine Ahnung, wie dieser Mann ins Haus gekommen sein kann?“

„Nein“, entgegnete Cotton.

„Es war kein Fenster erbrochen? – Und die Haustür war

verschlossen und verriegelt?“

Der Butler nickte.

„Ich habe ihn nicht hereingelassen“, sagte er laut.

Hallick kniff die Augen zusammen.

„Das haben Sie nun schon zweimal gesagt. Als ich Sie heute morgen fragte, haben Sie genau dieselben Worte gebraucht. Außerdem haben Sie mir erzählt, daß Sie an Mr. Fanes Zimmer vorbeikamen, daß die Tür offenstand und sein Zimmer leer war.“

Cotton nickte.

„Ferner habe ich hier notiert, daß der Mann, der die Polizei benachrichtigte, sich als Mr. Cotton ausgab, daß Sie es aber nicht gewesen wären.“

„Das stimmt alles ganz genau.“

Jetzt erst sah der Chefinspektor, daß sich Miss Redmayne im Zimmer befand, und er gab Cotton ein Zeichen, daß er hinausgehen sollte.

„Also, Miss Redmayne, Sie haben diesen Mann vorher nicht gesehen?“

„Doch, aber nur einen Moment.“

„Haben Sie ihn wiedererkannt?“

Sie nickte.

Hallick sah auf den Fußboden und überlegte.

„Wo ist Ihr Schlafzimmer?“

„Direkt über der Eingangshalle.“ Sie sah, daß einer der Beamten alles protokollierte, was sie aussagte.

„Sie müssen aber etwas gehört haben. Unten hat irgendein Kampf stattgefunden – das müssen Sie doch bemerkt haben – haben Sie einen Schrei gehört?“ Als sie den Kopf schüttelte, fragte er: „Wissen Sie, um welche Zeit der Mord geschehen ist?“

„Mein Vater sagt, es muß ein Uhr gewesen sein.“

„Lagen Sie zu der Zeit im Bett? Wo war Ihr Vater – etwa hier in der Nähe der Eingangshalle?“

„Nein“, erwiderte sie mit Nachdruck.

„Warum sind Sie so sicher in diesem Fall?“ fragte er interessiert.

„Als ich hörte, wie die Tür geschlossen wurde –“

„Was für eine Tür?“

Sie geriet durch seine Zwischenfrage in Verwirrung.

„Diese Tür.“ Sie zeigte auf den Eingang zur Halle. „Als sie geschlossen wurde, habe ich über das Geländer gesehen und meinen Vater unten im Gang bemerkt.“

„Wohin ging er? Nach der Halle zu? Und wie war er gekleidet?“

„Ich habe ihn nicht gesehen“, entgegnete sie verzweifelt. „Es brannte kein Licht im Korridor. Ich weiß auch nicht genau, ob es diese Tür war.“

Hallick lächelte.

„Werden Sie nicht nervös, Miss Redmayne. Der Ermordete hieß Joe Connor und war der Polizei als Einbrecher bekannt. Es ist sehr leicht möglich, daß Ihr Vater ihn beim Einbruch überraschte und während des Kampfes, der dann folgte, tötete. So etwas kann doch vorkommen.“

Mary schüttelte den Kopf.

„Glauben Sie nicht, daß so etwas passiert sein könnte? Schließlich erschrak er, als er merkte, daß der Mann tot war, und sagte, daß er nichts mit alledem zu tun hätte.“

„Nein.“ Ihre Stimme klang laut und bestimmt.

„Haben Sie denn in der letzten Nacht nichts Außergewöhnliches gehört, das auf einen Kampf hier unten hätte deuten können?“

Sie antwortete nicht.

„Haben Sie überhaupt einmal etwas Außergewöhnliches hier in Monkshall gesehen?“

„Es muß alles Einbildung gewesen sein“, erwiderte sie leise.

„Aber einmal glaubte ich, daß ich eine dunkle Gestalt draußen auf der Wiese vor dem Hause gesehen hätte. Sie trug ein

Gewand wie ein Mönch!“

„Also war es ein Geist?“ fragte er lächelnd.

Sie nickte.

„Sie sehen, ich bin sehr nervös“, fuhr sie fort. „Ich bilde mir ein, Dinge zu sehen, die gar nicht existieren. Manchmal, wenn ich in meinem Zimmer war, glaubte ich, daß Leute über den Steinfußboden gingen – und dann habe ich auch Orgelspiel gehört.“

„Ist das Geräusch klar, so daß Sie es deutlich unterscheiden können?“

„Ja, der Fußboden ist nicht sehr dick.“

„Ich verstehe“, entgegnete er sachlich. „Und doch haben Sie gestern abend nichts von dem Kampf gehört, Miss Redmayne? Erinnern Sie sich doch, Sie müssen etwas gehört haben.“ Sie wurde unruhig.

„Nein, ich kann mich an nichts erinnern – ich habe nichts gehört.“

„Wirklich nicht?“ fragte er freundlich, aber dringend. „Meiner Meinung nach muß Connor zu Boden gestürzt sein, und das muß doch Lärm gemacht haben. Sie wären sicherlich aufgewacht, wenn Sie geschlafen hätten – und Sie waren doch nervös und konnten nicht schlafen. Also, Miss Redmayne, Sie sehen, daß es keinen Zweck hat, mir etwas zu verheimlichen. Sie sind also furchtbar erschrocken, als Sie diesen Mönch sahen – oder als Sie“ glaubten, einen Mönch zu sehen? Und Sie waren daher außerordentlich nervös. Sie hörten ein Geräusch, öffneten Ihre Tür, und die Stimme Ihres Vaters sagte, es wäre alles in Ordnung oder so etwas Ähnliches. Hat es sich nicht so zugetragen?“, Er sprach so freundlich und liebenswürdig, daß sie sich einen Augenblick lang täuschen ließ. „Ja“, erwiderte sie leise.

„Er hatte seinen Morgenrock an, wie ich annehme – und wollte zu Bett gehen.“

„Ja“, entgegnete sie wieder. Er nickte.

„Kurz vorher haben Sie mir aber gesagt, daß Sie Ihren Vater nicht gesehen hätten, und daß kein Licht im Korridor brannte.“

Sie sprang auf und trat ihm gegenüber. „Sie wollen mich in Widersprüche verwickeln. Ich antworte nicht mehr! Ich habe nichts gehört, und ich habe nichts gesehen. Mein Vater war nicht hier in diesem Zimmer – und es war nicht seine Stimme – „Es war meine Stimme, alter Freund.“ Hallick wandte sich schnell um. Fane stand in der Tür und lächelte ihn an. „Guten Tag! Mein Name ist Fane – Ferdie Fane. Was macht denn der Mord, den Sie hier aufklären wollen?“

„So, Sie sind Fane?“ fragte Hallick interessiert. „Es war nicht Mr. Redmaynes, es war meine Stimme, alter Junge“, wiederholte Fane.

„Das ist ja sonderbar!“

Hallick brach das Verhör ab, winkte seinem Assistenten und verließ mit ihm die Halle.

Mary starrte den neuen Gast verwundert an.

„Es war aber doch gar nicht Ihre Stimme“, erwiderte sie halb vorwurfsvoll. „Warum haben Sie das nur gesagt? Sehen Sie denn nicht, daß hier alle Leute unter Verdacht stehen? Es ist doch wahnsinnig von Ihnen, so etwas zu behaupten. Die Polizei denkt nun doch, daß wir beide unter einer Decke stecken und zusammenarbeiten.“

Er sah sie strahlend an.

„So, meinen Sie das?“

Sie ging zur Haustür und sah hinaus. Hallick und sein Assistent berieten miteinander, und Mary wurde etwas beklommen zumute.

Mr. Fane hatte die Whiskyflasche genommen und goß sich gerade ein Glas ein, als sie sich wieder umwandte.

„Sie kommen bald zurück, dann werden sie alle möglichen Fragen an mich stellen. Ach, ich wünschte nur, daß man sich auf Sie verlassen und vernünftig mit Ihnen reden könnte. Es ist schrecklich, wenn man einen Mann wie Sie so verkommen

sieht.“

„Schimpfen Sie nur nicht“, entgegnete er ernst. „Sie sollten sich ein wenig schämen. Sagen Sie mir lieber etwas anderes.“

„Ja, wenn ich nur vernünftig mit Ihnen sprechen könnte!“

Cotton trat zu ihnen. Es war eine gewisse Verschlagenheit in seinem Benehmen; beiden fiel es auf.

„Der neue Gast ist angekommen, Miss Mary. Ich meine den Pfarrer“, sagte er und ging zur Seite.

Ein hagerer älterer Herr mit weißen Haaren und einer großen Hornbrille trat in die Halle. Seine Stimme klang sanft und manchmal ein wenig herablassend. Er blickte freundlich um sich und schien mit der ganzen Welt in Frieden zu leben.

„Habe ich die Ehre, mit Miss Redmayne zu sprechen?“ fragte er. „Ich bin der Pfarrer Ernest Partridge. Ich mußte zu Fuß gehen, obwohl ich eigentlich annahm, daß man mich an der Station abholen würde.“ Sein Händedruck war weich und ausdruckslos. Mary ärgerte sich. Im Augenblick konnte sie am allerwenigsten einen neuen Gast gebrauchen.

„Es tut mir sehr leid Mr. Partridge, aber wir sind alle in großer Aufregung. Cotton, bringen Sie den Koffer auf Nummer 3.“

Mr. Partridge erschrak.

„Warum sind Sie denn aufgeregt? Hoffentlich hat sich kein Unfall ereignet, um die Schönheit und den Frieden dieses wundervollen Platzes zu stören?“

„Mein Vater wird Ihnen alles Nähere mitteilen. Darf ich Sie Mr. Fane vorstellen?“

Sie mußte sich zu diesem Akt der Höflichkeit zwingen.

Eine Sekunde später kam Chefinspektor Hallick eilig in die Halle.

„Haben Sie vielleicht einen Schauspieler in Ihrem Haus, Miss Redmayne?“ fragte er.

„Schauspieler?“ fragte sie und starrte ihn an.

„Ich meine Leute, die sich gerne verkleiden“, sagte er geduldig. „Filmdarsteller zum Beispiel. Die kommen doch

manchmal zu solch malerischen, romantischen Plätzen. Mein Assistent hat mir soeben erzählt, daß er einen Mann in einer schwarzen Kutte gesehen hätte, der aus der Gegend des Mönchsgrabes kam – er trug ein Gewehr in der Hand. – Verdammt, da ist er!“

Er zeigte durch das offene Fenster in den Park. Mary fühlte plötzlich, daß sie von starken Armen ergriffen und zur Seite gezogen wurde. Es war Fane, der sie hielt, und empört versuchte sie, sich loszureißen.

Im nächsten Moment fiel ein Schuß. Ein Geschoß sauste an ihrem Kopf vorbei und schlug in den Spiegel über dem Kamin ein. Es war so nahe, daß sie zuerst glaubte, sie wäre getroffen worden. Ferdie Fane hatte ihr das Leben gerettet.

## 9

Hallick machte sich sofort an eine genaue Untersuchung der ganzen Örtlichkeit, aber er fand nichts außer einer Patronenhülse. Schließlich fuhr er wieder in die Stadt und ließ Sergeant Dobie in Monkshall zurück.

Der Tag war furchtbar für Mary und schien nicht enden zu wollen. Die Gegenwart des Beamten von Scotland Yard beruhigte sie in gewisser Weise, obwohl ihr Vater dadurch nervös wurde. Glücklicherweise hielt sich Sergeant Dobie im Hintergrund und fiel weiter nicht auf.

Nur zwei Bewohner des Hauses schienen sich um die furchtbaren Dinge nicht zu kümmern: Mr. Fane und der Pfarrer. Der Geistliche war sehr redselig und erzählte bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit Anekdoten, für die sich niemand interessierte. Nur Mrs. Elvery fand ihn interessant und hatte nun endlich jemanden, mit dem sie sich unterhalten konnte.

Mary war erstaunt über Ferdie Fane. Sie wußte nicht recht, was sie eigentlich von ihm halten sollte. Nachdem sie ihn jetzt genauer kennengelernt hatte, gefiel er ihr doch ganz gut, und wenn er nicht *so* unmäßig getrunken hätte – hätte sie ihn auch gern haben können. Wie sehr sie ihn in Wirklichkeit schon schätzte, wollte sie sich selbst nicht eingestehen. Er allein war vollkommen kühl und ruhig geblieben, als der Schuß fiel, der beinahe ihrem und vielleicht auch seinem Leben ein Ende bereitet hätte.

Am Nachmittag unterhielt sie sich mit ihm. Er war sehr liebenswürdig und vollkommen vernünftig.

„Sie meinen, der Mann hätte mich erschießen wollen“, sagte er. „Um Himmels willen, nein! Aber schließlich hat ja jeder Feinde – ich auch!“ „So, haben Sie Feinde?“ fragte sie. Seine Augen leuchteten sonderbar, als er ihr antwortete.

„Vielleicht! Es gibt eine ganze Menge Leute, die mit mir

abrechnen wollen.“

„Mrs. Elvery sagte, Scotland Yard würde Inspektor Bradley herschicken.“.

„Welchen Zweck sollte das haben? Bradley ist ein völlig talentloser Beamter.“ Als ob er ihre Gedanken lesen könnte, fragte er schnell: „Hat die interessante alte Dame vielleicht noch mehr darüber erzählt?“

Sie gingen zusammen durch die lange Ulmenallee, die zum Parktor führte. Noch vor zwei Tagen wäre sie vor Fane geflohen, aber nun fühlte sie sich merkwürdig zufrieden und ruhig in seiner Gegenwart. Sie konnte das selbst nicht erklären. Wie war es nur möglich gewesen, daß sie ihn vorher so wenig hatte leiden können?

„Mrs. Elvery ist eine Spezialistin für Verbrechen“, sagte sie und lächelte mitleidig, obwohl ihr nicht zum Lachen zumute war. „Sie sammelt alle Zeitungsausschnitte über schwere Verbrechen, schon seit Jahren. Und sie hat mir auch erzählt, daß der ermordete Connor in einen großen Goldraub verwickelt war, der sich vor einigen Jahren ereignete. Außerdem nannte sie noch einen gewissen O'Shea.“

„O'Shea?“ fragte Fane schnell, und sie sah, daß sich sein Gesichtsausdruck änderte. „Zum Kuckuck, was weiß sie denn von O'Shea? Es wäre besser, daß sie sich in acht nähme und nicht solchen Unsinn redete – ach, verzeihen Sie.“ Er lächelte wieder.

„Haben Sie etwas über ihn gehört?“ meinte Mary. „Ja, allerdings nur ein Gerücht“, erwiderte er fast heiter. „Aber erzählen Sie mir nur weiter, was Mrs. Elvery noch gesagt hat.“

„Sie behauptete, daß damals eine große Goldsendung verschwand. Der Schatz soll irgendwo vergraben liegen, ihrer Meinung nach hier in Monkshall. Connor habe danach gesucht, wie sie sagt, und den Butler Cotton ins Vertrauen gezogen, damit der ihn ins Haus lassen sollte. So ließe sich auch erklären, daß die Tür verschlossen und kein Fenster erbrochen war. Ich

habe gehört, wie sie Mr. Partridge die ganze Geschichte erzählte. Mich mag sie nicht, sonst hätte sie es mir auch gesagt.“

Eine Weile gingen die beiden schweigend nebeneinander her.

„Können Sie ihn gut leiden – ich meine den neuen Gast, den Pfarrer Partridge?“ fragte Ferdie. „Ach, er ist ein ganz netter Mann.“ „Sie wollen wohl sagen, daß er Sie langweilt.“ Fane lachte leise vor sich hin. „Aber warum gehen Sie nicht nach London?“

Sie blieb plötzlich stehen und starrte ihn an. „Meinen Sie, ich sollte Monkshall verlassen? Wie kommen Sie darauf?“ Er sah sie fest an.

„Meiner Meinung nach ist der Aufenthalt hier nichts für Sie. Ich glaube, es dürfte hier etwas zu gefährlich für eine junge Dame sein.“

„Warum denn?“ fragte sie ungläubig. „Es ist gefährlich für Sie, obgleich in Monkshall Leute wohnen, die Sie anbeten und die wahrscheinlich gern ihr eigenes Leben daransetzen würden, Sie zu retten und vor allem Übel zu bewahren.“ „Meinen Sie meinen Vater?“

Sie versuchte, ihn mißzuverstehen und das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen, da sie sich Fane gegenüber irgendwie verlegen fühlte.

„Nein, ich meine zwei andere – einer der beiden ist Mr. Goodman.“

Zuerst wollte sie ärgerlich werden, aber dann lachte sie ziemlich laut.

„Das ist doch Unsinn! Mr. Goodman ist so alt, daß er mein Vater sein könnte!“

„Trotzdem ist er immer noch jung genug, um Sie zu lieben“, erklärte Fane ruhig. „Mr. Goodman ist wirklich aufrichtig in Sie verliebt und schätzt Sie außerordentlich, Miss Redmayne. Und es gibt auch noch einen anderen Mann, der sich sehr für Sie interessiert.“

„Sie meinen, wenn er nüchtern ist?“ erwiderte sie

herausfordernd. Aber dann tat es ihr leid, daß sie das gesagt hatte. Ihr fiel ein, daß sie im Haus noch etwas zu tun hatte, und er machte auch keinen Versuch, sie zurückzuhalten.

Als Inspektor Hallick nach London zurückfuhr, war er tief in Gedanken versunken, aber er tappte doch nicht so im dunkeln, wie sein Assistent annahm. Er war fest davon überzeugt, daß der geheimnisvolle Mord in Monkshall etwas mit jenem, Jahre zurückliegenden Goldraub zu tun hatte.

Als er in sein Büro kam, klingelte er und gab dem eintretenden Beamten den Auftrag, ihm die Akten über den großen Goldraub O'Sheas zu bringen.

„Außerdem brauche ich alle Angaben, die sich in der Registratur über O'Shea vorfinden.“

Als der Beamte gegangen war, öffnete Hallick sein Notizbuch und schrieb sich auf, was er in Monkshall erfahren und beobachtet hatte. Zweifellos war der Schuß von der Ruine gefallen. Hallick hatte die Örtlichkeit genau untersucht und entdeckt, daß tatsächlich hinter einer großen Baumgruppe die Ruine einer alten Kapelle versteckt lag, die vollkommen mit Efeu bewachsen war. Wie der Verbrecher, der den Schuß abfeuerte, entkommen konnte, war ein Geheimnis für sich. Hallick hielt es nicht für ausgeschlossen, daß eine dieser großen Steinplatten, die unter den Brombeer- und Weißdornbüschchen verborgen waren, vielleicht den Eingang zu einem unterirdischen Gang verdeckte.

Er sprach auch mit einem der Inspektoren von Scotland Yard darüber, der zu einer kurzen Unterredung in sein Büro kam. Es war der bekannte Inspektor Elk, der nichts von der Sache wissen wollte.

„Was reden Sie da von unterirdischen Gängen? Das ist doch immer das letzte Verlegenheitsmittel. Wenn der Verfasser eines Kriminalromans nicht weiter weiß, verfällt er auf derartigen Unsinn. Unterirdische Gänge und Geheimtüren in der

Wandverkleidung! Einfach lächerlich!“

„Ich möchte die Möglichkeit nicht vollkommen ausschließen“, entgegnete Hallick ruhig. „Monkshall ist eins der ältesten bewohnten Häuser in England. Ich habe mir in der Bibliothek die Literatur besorgt. Einige Nachrichten stammen aus der Zeit der Königin Elisabeth I.“

Elk stöhnte.

„Ausgerechnet wieder diese Frau! Es gibt nichts, was nicht zu ihren Tagen existiert hätte!“

Inspektor Elk hatte einen ganz besonderen Grund, auf Königin Elisabeth I. böse zu sein, denn bei einem früheren Examen war er durchgefallen, weil er die Daten ihrer Regierung nicht genau wußte.

„Selbstverständlich gab es damals Geheimgüter, unterirdische Gänge und all solchen Kram!“ meinte er verdrießlich.

Chefinspektor Hallick kam plötzlich ein Gedanke.

„Setzen Sie sich doch, Elk. Ich muß Sie etwas fragen.“

„Wenn es sich um Geschichtszahlen handelt, dann sparen Sie sich die Mühe. Ich weiß von der Königin Elisabeth I. nur –“

„Haben Sie jemals O'Shea gesehen?“

„Den Bankräuber? Nein, ich bin nie mit ihm in Berührung gekommen. Soviel ich weiß, ist er jetzt in Amerika. Oder sind Sie anderer Meinung?“

„Ich glaube, er ist in England“, erwiderte Hallick, aber Elk schüttelte den Kopf.

„Das möchte ich bezweifeln. Es ist doch gar kein Grund vorhanden, warum er in England sein sollte. In den letzten Jahren hat er sich vollkommen ruhig verhalten, und ein Mann, der so viel Geld zusammengebracht hat wie er, kann es sich auch leisten, sich zur Ruhe zu setzen. Gewöhnlich trägt ein Verbrecher, der große Beute gemacht hat, das Geld zum nächsten Spielklub und hat nicht eher Ruhe, als bis er den letzten Schilling verloren hat. Und da O'Shea doch nicht ganz richtig im Kopf ist –“

„Woher wissen Sie denn das?“ fragte Hallick neugierig.

„O'Shea ist erblich mit Wahnsinn belastet. Das ist eine der Tatsachen, die seinerzeit bei der Verhandlung nicht erwähnt wurden.“

„Ich habe nichts davon gewußt, bis ich Connor im Gefängnis ausfragte, und ich kann mich auch nicht besinnen, daß ich es jemals in den Akten vermerkt habe“, meinte Hallick. „Wie haben Sie denn das erfahren?“

„Vor vielen Jahren habe ich mich einmal mit dem Fall beschäftigt. Wir konnten O'Shea selbst nicht fangen und auch keine Einzelheiten über ihn erfahren, nur ein paar Schriftstücke fand man, die von seiner Hand stammten. Das war in den Tagen vor dem letzten großen Goldraub, bevor Sie die Aufklärung des Falles übernahmen. Da ich damals weder sein Bild noch seine Fingerabdrücke zur Verfügung hatte, stellte ich Nachforschungen über seine Familie an. Sein Vater starb in einer Irrenanstalt, seine Schwester verübte Selbstmord. Sein Großvater hatte einen Mord begangen und starb während der Untersuchungshaft. Ich habe mich immer gewundert, warum niemand auf den Gedanken gekommen ist, eine Geschichte der Familie zu schreiben.“

Das war eine große Neuigkeit für Chefinspektor Hallick, aber sie stimmte genau mit dem überein, was Connor ihm früher gesagt hatte.

Der Beamte kam mit einem umfangreichen Aktenstück und einem dünnen Schnellhefter zurück. Der Inhalt des Hefters zeigte, daß in der letzten Zeit keine neuen Nachrichten über O'Shea eingegangen waren. Elk beobachtete seinen Kollegen neugierig. „Sie wollen wohl Ihr Gedächtnis über den großen Goldraub auffrischen? Werden Sie nicht neidisch, wenn Sie daran denken, daß diese Unmenge Gold irgendwo versteckt liegt? Nur schade, daß sich Bradley nicht mit der Aufklärung des Falles beschäftigt. Er kennt alle Einzelheiten aufs beste. Wenn Sie davon überzeugt sind, daß die Ermordung Connors

mit O'Shea zu tun hat, würde ich ihn an Ihrer Stelle sofort telegrafisch zurückrufen.“

Hallick blätterte in dem Aktenstück. „Was Connor angeht“, fuhr Elk fort, „so hat der schließlich nur seinen Lohn bekommen. Als er zu seiner letzten langen Gefängnisstrafe verurteilt wurde, hat er alles verraten und mir ausführlich erzählt, daß O'Shea ihn hintergangen hätte. Aber Connor selbst hat früher mehr Kameraden und Freunde betrogen als irgendein anderer Verbrecher. Übrigens ist Marks nicht besser als er. Ich kenne die beiden gut. Hätte ich sie vor dem Goldraub getroffen, so hätten sie mir wahrscheinlich alles verraten. Wo ist übrigens dieser Marks?“

Hallick schüttelte den Kopf und schloß das Aktenstück.

„Ich weiß es nicht. Wenn ich ihn nur einmal erwischte. Gewöhnlich treibt er sich in Hammersmith herum, und ich möchte ihn dringend warnen.“ Elk grinste.

„Den können Sie nicht warnen. Der ist viel zu schlau. Nächstens finden wir ihn noch auf der Universität in Oxford oder Cambridge. Persönlich sind mir die klugen und schlauen Verbrecher lieber, denn sie fangen sich selbst. Man braucht sich nicht groß bei ihnen anzustrengen.“

„Ich meine nicht, daß er ins Garn geht, oder sich selbst einen Strick dreht, aber ich fürchte, daß O'Shea ihn eher fängt als umgekehrt. Das ist durchaus möglich.“

Hallick rief Monkshall an, aber Sergeant Dobie konnte ihm nichts Neues mitteilen. „Ist Mrs. Elvery abgereist?“

„Nein, die bleibt bis zur Aufklärung des Falles hier. Sie ist nun einmal auf Verbrechen versessen. Und dann noch eins, Mr. Hallick. Ferdie Fane ist schon wieder betrunken.“

„Ist der überhaupt jemals nüchtern?“ Er kümmerte sich aber nicht weiter um Fanes Trunkenheit, er interessierte sich mehr für das Leben in Monkshall, das trotz der schweren Ereignisse seinen gewohnten Gang ging. Einige Zeitungsberichterstatter waren im Laufe des Tages dort erschienen und hatten versucht,

den Colonel zu sprechen.

„Ich habe sie alle wieder fortgeschickt. Im allgemeinen nimmt man an, daß Connor noch einen Komplizen hatte und daß es ihnen gelang, das Gold zu finden.

Dann sind sie wohl in Streit geraten und Connor wurde ermordet. Natürlich von seinem Komplizen, der sich darauf mit der Beute davongemacht hat. – Wenn ich vorhin sagte, daß man das im allgemeinen annimmt“, fügte Dobie hinzu, „so stimmt das eigentlich nicht ganz. Es ist mehr meine Idee. Was halten Sie davon?“ „Ach, das ist alles Humbug“, entgegnete Hallick und legte auf.

## 10

Die Polizeimaschinerie von Scotland Yard lief auf Hochtouren. Nach allen Richtungen hin hatte man Nachforschungen eingeleitet; nicht einmal Mrs. Elvery und ihre Tochter waren verschont geblieben. Gegen Mitternacht lagen Hallick bereits Nachrichten über die einzelnen Personen vor. Man hatte sich um die Vorgeschichte aller Leute gekümmert, die in Monkshall wohnten.

Mrs. Elvery, eine wohlhabende Frau, war nach dem Tod ihres Mannes ständig auf Reisen. Es ging ihr wirklich gut, und sie brauchte nicht zu sparen. Man hätte sie unter gewissen Umständen sogar reich nennen können. Sie gehörte zu diesen geheimnisvollen Frauen in mittleren Jahren, die von einem Hotel zum andern ziehen und in luxuriöser Umgebung verhältnismäßig sparsam leben. Man findet sie im August am Lido, im Juli in Deauville und im Winter an der Riviera oder in Ägypten.

Mr. Goodman war stiller Teilhaber in einer alten, nicht gerade sehr erfolgreichen Importfirma. Früher hatte er sich lange Jahre aktiv an dem Unternehmen beteiligt. Hallick zog daraus die Schlußfolgerung, daß die Firma glänzend verdient haben mußte, bevor sich Goodman vom Geschäft zurückzog.

Die Akten über Cotton waren nicht gerade sehr glänzend. Er war dreimal des Diebstahls verdächtigt und verhaftet worden. Aber man hatte ihn mangels an Beweisen freisprechen müssen. Hallick notierte sich diese Tatsache.

„Man muß sich Cottons Fingerabdrücke beschaffen, dann wird sich das weitere finden“, sagte er zu Elk.

Cotton hatte immer Stellungen in Pensionen gehabt, und während er dort beschäftigt war, waren dann stets Schmuckstücke verschwunden, wobei der Verdacht immer auf ihn fiel.

Colonel Redmayne war früher ein armer Militärarzt gewesen

und wegen Trunksucht entlassen worden. Durch Schiebung hatte er eine leitende Stellung beim Roten Kreuz erhalten. Als dann verhältnismäßig viel Geld aus der von ihm verwalteten Kasse verschwand, hatte man eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, und Scotland Yard war bereits auf ihn aufmerksam geworden. Man hatte aber von einer Anklage abgesehen, da das nötige Beweismaterial nicht zusammengebracht werden konnte. Zudem wurde das fehlende Geld wieder ersetzt, und man ließ daher die Sache fallen. Man sprach aber viel von ihm, als er Monkshall kaufte.

Die Nachrichten über Redmaynes Laufbahn waren Hallick neu.

„Militärarzt war er also?“

Elk nickte, denn er hatte selbst die Nachrichten über Redmayne gesammelt.

„Er war schon vor dem Krieg im Dienst und ist dann im Laufe der Jahre zum Colonel befördert worden. Es ist merkwürdig, wie stolz diese Leute auf ihren militärischen Rang sind.“

Hallick brachte den Abend damit zu, einen großen alten Plan von Monkshall und der nächsten Umgebung zu studieren.

Daneben lag eine Detailzeichnung der Eingangshalle, die bei Connor gefunden worden war. Eins war jedenfalls sicher: Connor war nicht in das Haus eingebrochen. Es mußte also irgend jemand der Hausbewohner ihn heimlich hereingelassen haben. Und wer kam da in Frage? Redmayne selbst hätte es nicht getan – ebensowenig seine Tochter!

Es konnte nur ein Dienstbote gewesen sein, und sicherlich niemand anders als Cotton. Es war nahezu unmöglich, in das alte, gutbefestigte Haus einzubrechen, ohne einen Verbündeten zu haben. Alle Fenster und Türen waren mit elektrischen Alarmanlagen versehen, außerdem war Monkshall so sicher gebaut, daß es eine Belagerung hätte aushalten können. Es schien, als ob Colonel Redmayne früher oder später den Besuch eines Einbrechers erwartet hätte. Hallick ging an jenem Abend

todmüde ins Bett. Eigentlich erwartete er einen Anruf, aber es ereignete sich nichts. Er rief Monkshall an, bevor er am nächsten Morgen sein Haus verließ, und Dobie meldete, daß alles in Ordnung wäre. Der Sergeant hatte sich noch nicht zur Ruhe gelegt, und bis dahin war auch noch nichts passiert. Weder hatte er Geräusche gehört noch ein Gespenst gesehen.

„Was reden Sie da wieder für einen Unsinn von Geistern und Gespenstern!“ tadelte ihn Hallick. „Haben Sie etwa erwartet, daß Sie dort am hellen, lichten Tag Gespenster sehen?“

„Ich fange tatsächlich an zu glauben, daß es hier etwas gibt, was nicht mit natürlichen Dingen zugeht.“

„Ach, das ist Geschwätz“, entgegnete Hallick scharf. „Solchen Gedanken dürfen Sie sich nicht hingeben, Sergeant!“

Der Chefinspektor hatte auch noch einen anderen Fall zu bearbeiten und verbrachte zwei Stunden damit, ein wenig intelligentes Dienstmädchen über das geheimnisvolle Verschwinden von wertvollen Schmuckstücken auszufragen. Es war beinahe Mittag geworden, als er zu seinem Büro zurückkehrte. Sein Assistent teilte ihm eine unerwartete Neuigkeit mit.

„Mr. Goodman wartet auf Sie. Er möchte Sie sprechen. Ich habe ihn ins Empfangszimmer geführt.“

„Goodman?“ fragte Hallick und runzelte die Stirn. Im Augenblick konnte er sich nicht auf den Namen besinnen. „Ach ja, ist das nicht der alte Herr aus Monkshall? Was will denn der von mir?“

„Er sagte nur, daß er Sie sprechen wollte. Als ich ihm erklärte, daß Sie nicht anwesend seien, wollte er warten.“

»Bringen Sie ihn herein!“

Mr. Goodman betrat das Büro. Er schien ziemlich ängstlich und zurückhaltend zu sein.

„Ich habe, offen gestanden, erwartet, daß Sie mich nicht empfangen würden, denn ich weiß sehr wohl, wieviel Sie zu tun haben.“ Er legte seinen Hut und seinen Regenschirm sorgfältig

auf einen Stuhl. „Aber da ich eine Besorgung in der Stadt hatte, dachte ich, daß ich auch bei Ihnen vorsprechen könnte.“

„Ich freue mich sehr, daß Sie mich hier besuchen, Mr. Goodman“, erwiderte Hallick und schob ihm einen Stuhl hin. „Haben Sie sich wieder neue Theorien gebildet über den Mord in Monkshall?“ Goodman lächelte.

„Ich habe Ihnen doch schon früher gesagt, daß ich keine Erklärung weiß, aber ich bin besorgt um Miss Redmayne.“ Er machte eine Pause und zögerte. „Sie haben sie verhört, und sie war sehr bedrückt deshalb,“ Er machte abermals eine Pause, aber Hallick half ihm nicht. „Sie wissen ja schon, daß ich – Mary Redmayne gern habe; ja, ich darf wohl sagen, daß ich sie verehre. Ich würde alles tun, um diesen mysteriösen Fall aufzuklären, und ich bin fest davon überzeugt, daß ihr Vater mit dieser schrecklichen Angelegenheit nichts zu tun hat.“

„Ich habe auch nicht gesagt, daß er in die Geschichte verwickelt ist“, unterbrach ihn Hallick.

Mr. Goodman nickte.

„Das versteh ich vollkommen, aber ich bin schließlich doch nicht ganz so dumm, wie es den Anschein haben mag. Ich weiß wohl, daß er unter Verdacht steht, und ebenso, daß alle Leute, die dort im Haus wohnen, mehr oder weniger verdächtig sind. Auch ich bin nicht ausgeschlossen.“

Wieder hielt er im Sprechen inne, aber Mr. Hallick blieb stumm. Er war gespannt, was jetzt kommen würde.

„Ich bin ein verhältnismäßig wohlhabender Mann“, fuhr Goodman schließlich fort. Es schien ihm schwerzufallen, den Vorschlag zu äußern, den er im Sinn hatte. „Ich bin bereit, eine große Summe auszugeben, nicht gerade, um der Polizei zu helfen, aber um Colonel Redmayne von jedem Verdacht zu reinigen. Wahrscheinlich wird Ihnen mein Vorschlag sehr sonderbar erscheinen, aber ich habe Sie aufgesucht, um Ihnen zu sagen, daß ich einen Detektiv von Scotland Yard engagieren möchte.“

Der Chefinspektor schüttelte den Kopf.

„Wenn Sie ihn engagieren wollen wie einen Privatdetektiv, so ist das nicht möglich!“

Goodman machte ein langes Gesicht.

„Das tut mir unendlich leid. Ich hatte so viel von Mrs. Elvery gehört. Sie ist zwar etwas zu redselig und kann einem manchmal auf die Nerven fallen, aber sie hat eine außerordentliche Kenntnis in kriminalistischen Dingen. Und sie hat immer wieder betont, daß in Scotland Yard ein tüchtiger Beamter wäre, der diesen Fall sofort aufklären könnte – Inspektor Bradley.“

Hallick lachte.

„Inspektor Bradley ist im Augenblick nicht in England.“

„Ach, das ist aber schade“, entgegnete Mr. Goodman betrübt.

„Mrs. Elvery sagt –“

„Ich fürchte nur, daß sie sehr viel sagt, was uns nicht weiterhilft“, unterbrach ihn Hallick gutgelaunt. „Es tut mir furchtbar leid, aber ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen; und es ist wohl auch am besten, wenn Sie uns die Aufklärung des Falles überlassen; denn wir haben keinen anderen Wunsch, als die Wahrheit ans Licht zu bringen. Wir wollen jede Person, die unter falschem Verdacht steht, davon befreien, aber ebenso fest sind wir entschlossen, den Täter ausfindig zu machen und ihn dem Gericht zu übergeben.“

Damit wäre die Unterredung eigentlich zu Ende gewesen, aber Mr. Goodman blieb noch sitzen und sah Hallick verlegen an.

„Furchtbar schade“, sagte er schließlich. „Mr. Bradley ist im Ausland. Dann kann ich also meine Neugierde nicht befriedigen. Und Mrs. Elvery hat mir doch so viel von diesem tüchtigen Detektiv erzählt. Er ist doch sicherlich sehr klug?“

„Das stimmt. Er ist einer der fähigsten Beamten von Scotland Yard.“

„Da bin ich um so trauriger, denn ich hätte gern gewußt, wie er aussieht.“

Hallick warf ihm einen kurzen Blick zu und schaute dann nach der Wand, wo drei Gruppenbilder hingen. Eins davon nahm er ab und legte es vor sich auf den Tisch. Es waren ungefähr dreißig Beamte darauf zu sehen, die nebeneinander saßen oder standen. Darunter konnte man lesen: Die Beamtenchaft des Polizeipräsidiums.

„Ich kann Ihre Neugierde doch befriedigen. Der vierte Mann von links neben dem Polizeipräsidenten ist Inspektor Bradley.“

Mr. Goodman rückte seine Brille zurecht und betrachtete das Foto genau.

„Das ist Bradley. Er sieht allerdings nicht aus wie ein Detektiv“, bemerkte Hallick lächelnd, „aber er ist trotzdem der tüchtigste Beamte von Scotland Yard.“

Goodman starrte auf die Fotografie, dann lächelte er ein wenig nervös.

„Es war sehr freundlich von Ihnen, Mr. Hallick. Sie haben recht, er sieht wirklich nicht aus wie ein Detektiv, aber das trifft ja bei keinem der Beamten von Scotland Yard zu. Die sehen aus wie –“

„Wie gewöhnliche Leute“, ergänzte Hallick und zwinkerte ihm zu.

Dann hängte er das Bild wieder an die Wand.

„Wegen Miss Redmayne machen Sie sich nur keine Sorgen. Und denken Sie um Himmels willen nicht daran, einen Detektiv für die Sache zu engagieren. Das wäre weder für Miss Redmayne noch für ihren Vater irgendwie von Nutzen. Unschuldige Leute haben nichts zu fürchten, schuldige dagegen viel. Sie kennen doch Colonel Redmayne seit langer Zeit, wie ich annehme?“

„Ja, schon mein ganzes Leben lang.“

„Dann kennen Sie auch seine Vergangenheit?“

Goodman zögerte.

„Ja, ich glaube, daß sie mir bekannt ist“, sagte er dann ruhig.

„Es gab ein paar unangenehme Zwischenfälle in seiner Karriere,

er hat mir alles selbst erzählt. Ich muß auch sagen, daß er sehr viel trinkt, das ist sehr schade. Aber ich glaube, er hat noch mehr getrunken, als sich diese unliebsamen Ereignisse abspielen.“

Er griff nach Hut und Schirm, nahm seine Pfeife aus der Tasche, sah sie an, steckte sie dann aber hastig wieder ein.

„Sie können hier ruhig rauchen, Mr. Goodman, wir bringen Sie deshalb nicht an den Galgen“, lachte Hallick.

Er begleitete seinen Gast den langen Korridor entlang und ging auch mit ihm die Treppe hinunter. In der Eingangshalle verabschiedete er sich von ihm. Hallick hoffte, daß er Goodman beruhigt hatte...

# 11

Es war vier Uhr, als Goodman die kleine Station erreichte, die einen Kilometer von Monkshall entfernt lag. Er machte sich zu Fuß auf den Weg ins Dorf.

Er war eine gute Viertelstunde unterwegs, als er das Geräusch eines Autos hinter sich hörte. Er machte sich nicht die Mühe, sich umzuschauen, und war darum überrascht, als der Wagen langsamer fuhr und jemand ihn anrief. Es war Ferdie Fane, der am Steuer saß.

„Steigen Sie ein, junger Mann“, sagte er vergnügt. „Warum wollen Sie Ihre Sohlen ablaufen, wenn Sie die Reifen eines Bekannten abnützen können?“

Fane hatte ein rotes, erhitztes Gesicht, und seine Augen glänzten hinter der großen Hornbrille.

Mr. Goodman fürchtete, daß Fane zuviel getrunken hatte. „Nein, danke vielmals, ich will lieber zu Fuß gehen.“

„Ach, reden Sie doch nicht solchen Unsinn. Steigen Sie ein!“ erwiderte Ferdie bestimmt. „Ich kann viel besser fahren, wenn ich einen hinter die Binde gekippt habe, als wenn ich mit nüchternem Magen durch die Gegend gondele. Aber ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich nichts getrunken habe.“

Zögernd und vorsichtig stieg Goodman in den Wagen und nahm neben Fane Platz.

„Ich werde langsam fahren, Sie brauchen wirklich keine Angst zu haben.“

„Glauben Sie, daß ich Angst habe?“ fragte Goodman etwas heiser.

„Das weiß ich bestimmt“, entgegnete Fane belustigt. „Wo sind Sie denn eigentlich an diesem Tag gewesen?“

„Ich bin nach London gefahren.“

„Oh, das ist eine interessante Stadt, aber es wohnt sich nicht sehr nett dort.“

Fane hielt sein Wort und fuhr mit äußerster Vorsicht, wie Mr.

Goodman beruhigt feststellen konnte. Er war neugierig, wie Ferdie zu dem Wagen gekommen war, und fragte ihn danach.

„Ich habe das Auto gegen schweres Geld von einem Räuber und Straßendieb aus dem Dorf geliehen. Können Sie auch fahren?“

Mr. Goodman schüttelte den Kopf. „Es ist ein sehr glatter, guter Weg für einen Personenwagen, aber es ist unendlich schwer, hier mit einem Lastwagen entlang zu fahren, besonders wenn man schwer geladen hat. Kennen Sie Lark Hill?“ Mr. Goodman nickte.

„Ein Lastwagen ist dort oben steckengeblieben, und ich glaube, er wird auch vorläufig nicht von der Stelle kommen, obwohl im Augenblick die Straße trocken ist. Wie schwierig muß es erst sein, mit einer schweren Last in einer regnerischen Nacht dort entlang zu fahren! An dem steilen Hügel ist schon mehr als ein Chauffeur gescheitert.“

Er sprach über gleichgültige Dinge, bis sie zum Fuß des steilen Hügels kamen, wo der schwere Lastwagen noch verlassen an der Straßenseite stand.

„Sehen Sie, dort steht der Kasten“, sagte er mit Genugtuung. „Es wird eine ganze Menge Mühe und Arbeit kosten, um ihn wieder flott zu bekommen. Nur ein außerordentlich tüchtiger Chauffeur bringt so etwas fertig.“

Goodman lächelte.

„Ich habe niemals gewußt, daß es auch unter den Chauffeuren besonders tüchtige Leute gibt. Aber schließlich scheint es in jedem Beruf, so einfach er auch sein mag, einen Napoleon zu geben.“

„Darauf können Sie sich verlassen“, entgegnete Ferdie.

Bald hatten sie Monkshall erreicht und Fane gab einem der Angestellten, der den Wagen ins Dorf zurückbringen sollte, ein Trinkgeld. Dann verschwand er ins Haus.

Goodman schaute sich um. Trotz seines Alters war seine Sehkraft noch sehr gut. In der Nähe der Ruine bemerkte er eine

schlanke Gestalt – es war Mary. Sie erkannte ihn und kam ihm entgegen. Ihr Vater befand sich in seinem Arbeitszimmer, und sie wollte gerade zum Tee gehen. Er fand, daß sie etwas angestrengt und bleich aussah.

„Hat sich heute nichts ereignet?“ fragte er schnell. „Nein, Mr. Goodman, aber ich habe Angst vor der kommenden Nacht.“

Er legte ihr sanft die Hand auf die Schulter. „Aber, liebes Kind, Sie sollten wirklich von hier fortgehen. Ich muß einmal mit dem Colonel darüber sprechen.“

„Ach, bitte, tun Sie das nicht“, entgegnete sie schnell. „Vater will nicht haben, daß ich gehe. Aber die letzten Tage haben mich etwas nervös gemacht.“

„Ist der junge Mann wieder aufdringlich geworden?“

„Nein. Sie meinen Mr. Fane? Der war sehr nett zu mir, ich habe ihn heute nur ein paar Minuten gesprochen. Er ist mit einem Auto fortgefahren und fragte mich –“ sie brach plötzlich ab.

„Hat er Sie eingeladen, mitzufahren? Der junge Mann hat vielleicht Nerven!“

„Er war aber wirklich sehr nett“, sagte sie schnell. „Ich war nur nicht in der Stimmung, eine Spazierfahrt zu machen. Soviel ich weiß, ist er soeben zurückgekommen. Oder waren Sie es, der mit dem Auto vor Monkshall hielt?“

Er erzählte ihr, daß er unterwegs Ferdie Fane getroffen hätte, und Mary lachte zum erstenmal an diesem Tage.

„Es ist merkwürdig. Manchmal ist er vernünftig, und dann kann ich ihn recht gut leiden. Cotton scheint ihn zu hassen, er sagte mir heute, daß er kündigen würde, wenn Mr. Fane das Haus nicht verließe.“ Goodman lächelte.

„Sie scheinen ja recht viel Mühe und Sorgen in Ihrem Haushalt zu haben. Hoffentlich ist Mr. Partridge nett und liebenswürdig?“ Sie lächelte ein wenig.

„Ja, er ist reizend. – Heute habe ich ihn noch nicht gesehen“, fügte sie dann hinzu.

„Sie können das jetzt nachholen“, erwiderte er und zeigte zum Rasen hinüber.

Dort stand Mr. Partridge in seinem schwarzen Rock, aber man konnte ihn kaum vor dem dunklen Hintergrund der Bäume erkennen. Langsam ging er auf und ab und las dabei ein Buch. Aber allem Anschein nach war seine Aufmerksamkeit nicht vollkommen bei seiner Lektüre, denn er schloß das Buch und ging auf die beiden zu.

„Das ist doch hier ein herrliches Fleckchen Erde, meine liebe Miss Redmayne, ein wundervoller Platz, ein Paradies auf Erden!“

Bei Tageslicht sah sein Gesicht nicht so sanft und freundlich aus, im Gegenteil, seine Züge waren hart und scharf, und seine dunklen Augen hatten einen stechenden Ausdruck. Seine Stimme klang allerdings nach wie vor liebenswürdig, nur etwas zu salbungsvoll. Irgendwie mißfiel er Mary vom ersten Augenblick an, und jetzt erschien er ihr noch abstoßender als zuvor.

„Ich sah Sie mit einem Wagen kommen, Mr. Fane saß am Steuer“, wandte sich Partridge vorwurfsvoll an Goodman. „Dieser Mr. Fane ist doch ein merkwürdiger junger Mann. Leider scheint er sich dem Alkohol zu sehr ergeben zu haben!“

„Ich kann aber tatsächlich bezeugen“, unterbrach ihn Mr. Goodman, „daß Fane heute vollkommen nüchtern ist. Er hat mich mit außerordentlicher Geschicklichkeit nach Hause gefahren. Er ist nur leicht erregbar, und vielleicht tut man ihm manchmal unrecht wegen seines seltsamen Verhaltens.“

Der Pfarrer warf den Kopf zurück. Er konnte Fane nicht leiden und hielt nicht viel von dessen Charakter. Man konnte aber an Fanes Benehmen nichts aussetzen, als er kurz darauf zum Tee in der Halle erschien. Er hätte allein gesessen, wenn Goodman ihn nicht in den kleinen Kreis eingeladen hätte, der aus Mrs. Elvery, Mary und den beiden Herren bestand. Er war sehr ruhig, und obwohl er mehrere Male Gelegenheit gehabt

hätte, in die Unterhaltung einzugreifen, hielt er sich zurück und blieb liebenswürdig und bescheiden.

Mary beobachtete ihn heimlich. Sie interessierte sich bereits mehr für ihn, als sie sich eingestehen wollte. Es fiel ihr auf, daß er älter sein mußte, als sie anfangs geglaubt hatte. Auch ihr Vater hatte das bemerkt. Fanes Haare waren an den Schläfen schon leicht angegraut, und obwohl das Gesicht sonst glatt und ohne Falten war, zeugten doch die entschlossenen, etwas harten Züge davon, daß er die Dreißig überschritten haben mußte. Vielleicht war er auch schon älter als vierzig.

Er hatte eine tiefe, etwas brüskie Stimme. Mary fand, daß er ziemlich nervös war, denn ein- oder zweimal, als sie ihn ansprach, schrak er heftig zusammen, und er mußte sich Mühe geben, den Tee nicht zu verschütten, als er die Tasse gerade in der Hand hielt.

Nachdem sich die Gesellschaft zerstreut hatte, sprach Mary ihn an.

„Sie scheinen heute ein wenig geistesabwesend zu sein, Mr. Fane.“

„So, ist Ihnen das aufgefallen?“ Er versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht. „Es ist merkwürdig, daß die Gegenwart von Pfarrern mich immer ganz niedergeschlagen macht. Vielleicht meldet sich mein Gewissen, das ist sehr unangenehm.“

„Was haben Sie denn den ganzen Tag gemacht?“ fragte sie.

Das ging sie eigentlich nichts an, und sie erkundigte sich schließlich auch nur, um die Unterhaltung fortzuführen.

„Ich habe nach Gespenstern gejagt“, erwiderte er. Als er aber bemerkte, wie bleich sie wurde, taten ihm seine Worte leid.

„Entschuldigen Sie vielmals, das hätte ich nicht so unvermittelt sagen sollen.“

Aber trotz alledem hatte er es ernst gemeint. Das wurde ihr ganz klar, als sie allein in ihrem Zimmer war und über Ferdie Fane nachdachte. Bestimmt hatte er den ganzen Tag damit zugebracht, die Geistererscheinung zu ergründen. Ob er selbst

wohl der Mönch in der schwarzen Kutte war? Aber dann ließ sie den Gedanken sofort wieder fallen. Das konnte und wollte sie nicht glauben.

## 12

Die Dunkelheit brach herein, und mit ihr breitete sich eine Atmosphäre des Geheimnisvollen und Schrecklichen über Monkshall aus.

Plötzlich schrillte das Telefon in der einsamen Halle. Cotton tauchte aus einem dunklen Winkel auf und eilte ans Telefon. Als er den Hörer abhob, vernahm er Hallicks Stimme, was ihm nicht gerade angenehm war. Er konnte den Chefinspektor nicht leiden und fürchtete immer, daß der Polizeibeamte sich zu sehr für seine Vergangenheit interessieren könnte.

„Ich möchte mit Sergeant Dobie sprechen.“

„Jawohl, ich werde ihn rufen.“

Das war jedoch nicht nötig, denn als sich Cotton umdrehte, stand der Sergeant direkt hinter ihm. „Werde ich verlangt?“ Cotton reichte ihm den Hörer. „Jawohl.“

„Was gibt es?“ fragte Dobie, drehte sich dann um und gab Cotton ein Zeichen, daß er verschwinden sollte. „Machen Sie schnell, daß Sie fortkommen“, sagte er schließlich, als Cotton noch zögerte.

„Haben Sie etwas gefunden?“ fragte Hallick. „Nein, nichts Besonderes, nur noch eine zweite leere Patronenhülse – Sie selbst haben ja die andere gesehen, bevor Sie fuhren.“

Es trat eine kleine Pause ein, bevor Hallick wieder sprach.

„Ich habe das Gefühl, daß sich heute abend etwas ereignen könnte. Haben Sie meine Privattelefonnummer?... Gut, dann rufen Sie mich sofort an, wenn etwas Außergewöhnliches geschehen sollte. Scheuen Sie sich nicht, mich nach dort zu holen, selbst wenn sich die Sache später als harmlos herausstellen sollte. Ich kann spätestens eine Stunde nach dem Anruf bei Ihnen sein.“ Als Mr. Goodman langsam in die Halle trat, legte Dobie den Hörer wieder auf. Der alte Herr trug seinen schwarzen Hausrock und hatte die Pfeife im Mund. Als Dobie zur Tür ging, rief ihm Goodman nach.

„Sie bleiben doch die Nacht hier im Haus, Mr. Dobie?... Das ist wenigstens eine Beruhigung!“

„Sie scheinen ziemlich nervös zu sein“, meinte Dobie lächelnd.

„Ja, ich kann es ruhig zugeben, ich fühle mich ein wenig beunruhigt. Wenn mir vorher jemand gesagt hätte, daß ich nervös werden könnte, hätte ich ihn ausgelacht.“ Er zog seine Zigarrentasche heraus und hielt sie dem Sergeanten hin. Dobie nahm dankend eine duftende Havanna.

„Sie haben noch keinen neuen Anhaltspunkt gefunden?“ fragte Goodman und machte es sich auf dem Sofa bequem.

„Nein, nicht den geringsten.“ Goodman lachte.

„Und wenn Sie irgendeine Neuigkeit wüßten, würden Sie mir die doch nicht verraten. Ich kenne die Art der Beamten von Scotland Yard, und schließlich dürfen Sie ja auch nicht Ihr Herz auf der Zunge tragen. Haben Sie eigentlich entdeckt, wer gestern durch das Fenster in die Halle schoß? Ich frage nur deshalb, weil ich den ganzen Tag in der Stadt war. Zu meiner Enttäuschung hat sich während meiner Abwesenheit allem Anschein nach hier nichts ereignet?“

„Nein, den wilden Schützen haben wir nicht finden können.“

Keiner der beiden bemerkte, daß die Tür aufging und daß Mr. Partridge in die Halle schaute.

„Ich habe heute einen Besuch in Scotland Yard gemacht“, sagte Mr. Goodman. „Dort hatte ich eine Unterredung mit Mr. Hallick. Ich muß sagen, er ist wirklich sehr liebenswürdig.“

„Da haben Sie vollkommen recht“, stimmte Dobie ihm herzlich bei.

John Hallick war einer der wenigen höheren Beamten, die keine Feinde unter ihren Untergebenen haben. Der Dienst ging ihm über alles, und er erkannte jede Leistung an.

„Die ganze Lage hier ist ziemlich ungewöhnlich“, sagte Goodman nachdenklich. „Mir ist noch nie so etwas begegnet. Wissen Sie, ich habe mir mit der Zeit eine Theorie gebildet.“

„Sie machen wohl neuerdings Mrs. Elvery Konkurrenz?“ meinte Dobie gemütlich.

Goodman tat ein wenig beleidigt, fuhr dann aber unbeirrt fort.

„Als wir gestern morgen Connor hier tot in der Halle auffanden, mußte ich sofort an ein früheres Verbrechen denken – an die Beraubung des Goldtransports während des Krieges. Drei Leute waren in die Affäre verwickelt – O’Shea war der Führer der Bande, Marks und Connor arbeiteten mit ihm zusammen. Ich habe Mrs. Elvery absichtlich nichts darüber gesagt, sonst hätte sie mich gar nicht mehr in Ruhe gelassen. Aber ich interessiere mich auch für Verbrechen, und ich bin fest davon überzeugt, daß der ermordete Connor mit dem Goldraub etwas zu tun hatte.“

„Meinen Sie wirklich?“

Goodman lächelte.

„Sie bestärken mich nur in meiner Ansicht, weil Sie so unschuldig tun. Es war bestimmt derselbe Connor, der damals verurteilt wurde.“

„Haben Sie mit Mr. Hallick darüber gesprochen?“ fragte Dobie.

Goodman verneinte.

„Nun, Scotland Yard hat ohnehin bereits die Presse informiert, darum kann ich Ihnen ruhig verraten, daß Sie mit Ihrer Vermutung recht haben.“

„Hm.“ Goodman runzelte die Stirn. „Ich überlege mir nur, wie lange er im Gefängnis gesessen hat. Meiner Meinung nach kann er doch erst kürzlich entlassen worden sein?“

„Vor einem Monat. Er und Marks wurden kurz nacheinander entlassen.“

Mr. Goodman strahlte.

„Ich wußte doch, daß ich recht hatte. Für Namen und Tatsachen habe ich ein sehr gutes Gedächtnis.“

Dobie hatte eigentlich nichts mehr in der Halle zu tun, aber er blieb noch ein wenig.

„Sie werden doch wahrscheinlich nicht mehr lange hier in Monkshall wohnen?“ fragte er. „Es ist doch gewöhnlich so, daß die Gäste fortziehen, wenn in einer Pension ein Mord passiert.“

Goodman schüttelte den Kopf.

„Ich wüßte nicht, warum ich fortziehen sollte. Ich bin ein alter Junggeselle und hasse jede Veränderung. Vielleicht bin ich ein wenig gefühllos, aber mich hat die Geschichte weniger beunruhigt als die anderen.“

Dann kam er wieder auf seine Theorie zurück.

„Nehmen wir einmal an, dieser Mord steht in Zusammenhang mit dem Raub des Goldtransports –“

Aber nun verhärteten sich die Züge des Sergeanten. Er zeigte sich nicht bereit, diese Angelegenheit mit Goodman zu besprechen, und er sagte das auch.

„Allerdings, Sie haben vollkommen recht“, entschuldigte sich Goodman schnell. „Es tut mir leid, daß ich nicht darauf Rücksicht nahm.“

„Nun, so schlimm ist es doch nicht“, entgegnete Dobie, und Goodman spürte, daß der Sergeant gern alles erzählt hätte, was er wußte. „Vielleicht sind Sie der Wahrheit näher als Sie glauben.“

In diesem Augenblick wurden sie in ihrer Unterhaltung durch Mrs. Elvery und deren Tochter gestört, die in die Halle kamen. Mr. Partridge folgte ihnen und trug einen Wollknäuel.

Mrs. Elvery war gerade nicht sehr zurückhaltend. Sie zitterte vor Erregung, weil sie Goodman etwas Neues mitzuteilen hatte.

„Jetzt habe ich aber eine Überraschung für Sie!“

Goodman schloß resigniert das Buch, das er eben aufgeschlagen hatte.

„Wissen Sie auch, daß Mr. Partridge eine Autorität auf dem Gebiet des Spiritismus ist?“

„Und ich bin eine Autorität in der Zubereitung guten Kaffees“, entgegnete er mißmutig und nahm eine Tasse von dem Tablett, das Cotton eben hereinbrachte. „Wenn Sie hier guten

Kaffee zu trinken bekommen, so haben Sie das nur mir zu verdanken. Ich habe das der Köchin erst mühsam beigebracht, und es hat einige Jahre gedauert, bis sie es richtig begriffen hat. Jetzt schmeckt der Kaffee wenigstens nicht mehr wie Spülwasser. Und nun kommen Sie ausgerechnet mit Spiritismus! Davon will ich nichts wissen.“

Mr. Partridge entschuldigte sich sofort.

„Sie haben aber auch etwas übertrieben“, wandte er sich an Mrs. Elvery. „Ich habe mich zwar mit Spiritismus beschäftigt, aber doch nur als Laie. Eine Autorität bin ich auf diesem Gebiet keineswegs.“

„Dann haben Sie also nichts dagegen, wenn es hier im Hause spukt?“ fragte Goodman lächelnd.

Der Pfarrer sah ihn halb vorwurfsvoll an und nahm dann ebenfalls eine Tasse von dem Tablett, das ihm Cotton reichte.

Mary kam ins Zimmer, als Mr. Partridge gerade ausführlich über die Ermordung Connors sprach.

„Ich begreife wohl, wie schrecklich es für Sie alle gewesen sein muß, daß Sie unmittelbare Zeugen dieses furchtbaren Verbrechens waren –“

Veronika schaute aus dem Fenster, wurde blaß und sprang auf.

„Ich habe ein Gesicht am Fenster gesehen!“ rief sie atemlos.

„Ziehen Sie doch die Vorhänge zu“, riet Goodman.

Ein paar Minuten später kam Fane ins Zimmer, und Mary sah, daß Regentropfen an seinem Mantel hingen.

„Sie sind ausgewesen?“

„Ja, ich habe mich im Park umhergetrieben“, entgegnete er.

Mary glaubte, daß er wieder getrunken hatte. Er sprach langsam und schleppend, und er schien auch nicht ganz sicher auf den Füßen zu stehen.

„Haben Sie den Mönch gesehen?“ fragte Veronika.

Ferdie grinste.

„Wenn das der Fall gewesen wäre, hätte ich Mr. Partridge

gerufen, um den Geist zu beschwören.“

Der Pfarrer sah ihn vorwurfsvoll an.

„Es ist alles so entsetzlich! Natürlich habe ich auch von der Tragödie gehört, die sich in der vergangenen Nacht hier abgespielt hat.“

„Bitte, sprechen Sie nicht mehr darüber. Gibt es denn gar kein anderes Thema?“ fragte Veronika.

„Aber es ist doch entsetzlich und grausam, wenn ein Mensch mitten in der Blüte seiner Jahre von hinten muß“, predigte Partridge salbungsvoll. „Ich muß sagen, daß auch mich ein kalter Schauer überkam, als ich die Einzelheiten dieses grauenvollen Verbrechens hörte. Und soviel ich weiß, hat man noch nicht einmal den Namen des Toten feststellen können?“

Er nahm einen Schluck aus seiner Tasse.

„Da irren Sie sich. Wir kennen den Namen sehr wohl“, entgegnete Fane. „Ich wundere mich nur, daß Sie ihn noch nicht wissen.“

Ihre Blicke trafen sich.

„Der Name des Toten“, sagte Fane mit besonderem Nachdruck, „war Connor – Joe Connor.“

Die Tasse entfiel der Hand des Pfarrers und zerschellte auf dem Parkettfußboden. In seinem Gesicht zeigte sich größte Bestürzung.

„Connor“, wiederholte er leise. „Joe Connor!“

Ferdie beobachtete ihn scharf, dann nickte er.

„Haben Sie den Mann gekannt?“

„Ich – ich habe schon von ihm gehört.“

Mr. Partridge fiel das Sprechen schwer.

„Joe Connor!“ sagte er noch einmal. Kurz darauf verließ er das Zimmer.

Mary, die Partridge aufmerksam beobachtet hatte, war darüber erstaunt. Sie fragte sich, ob Goodman von dem Vorgefallenen überhaupt etwas gemerkt hatte. Er hatte sich die ganze Zeit angeregt mit Mrs. Elvery unterhalten. Als sie zu ihm

trat, sprach er darüber mit ihr.

„Mrs. Elvery war heute abend ausnahmsweise interessant. Sie zeigte mir ihre Sammlung von Zeitungsausschnitten, die sie in ein Buch geklebt hat, besonders das Kapitel über Connor. Es besteht gar kein Zweifel, daß der Ermordete derselbe war, der damals mit dem Goldraub zu tun hatte. Ich habe ein Bild von ihm in Mrs. Elverys Sammlung gesehen. Ich sah auch noch eine andere Aufnahme, die mich sehr interessierte. – Haben Sie Mr. Fane schon einmal getroffen, bevor er nach Monkshall kam?“

„War es etwa eine Fotografie von Mr. Fane?“ fragte sie.

Er zögerte ein wenig, dann sagte er: „Ja, ich glaube. – Ich habe ein paar Nachforschungen angestellt, und ich bin ziemlich sicher, daß Mr. Fane nicht das ist, was er hier vorgibt. – Aber ich bitte Sie, ihm das unter keinen Umständen zu erzählen.“

Sie war erstaunt über die Eindringlichkeit, mit der er sprach, und lachte.

„Selbstverständlich werde ich das nicht tun.“

„Mary!“ Er sah über die Schulter und überzeugte sich, daß die anderen nicht zu ihnen herübersahen. „Mary, mein liebes Kind, warum wollen Sie diesen Platz nicht verlassen und nach London gehen?“

„Es ist merkwürdig, daß Sie die Frage an mich stellen“, entgegnete sie lächelnd. „Genau dasselbe hat Mr. Fane mich gefragt.“

„Der hat es aus einem anderen Grund getan“, fuhr er fort, und seine sonst so milde Stimme klang ungewöhnlich hart und rauh. „Ich sage es Ihnen, weil – nun ja, weil ich Sie gern habe. Glauben Sie nicht, daß ich sentimental werde. Trotz des Altersunterschieds liebe ich Sie, wie ich noch nie eine Frau geliebt habe.“

Sie war auf diese plötzliche Liebeserklärung nicht gefaßt und sah ihn erstaunt an.

„Überlegen Sie sich gut, was ich Ihnen gesagt habe. Und wenn Sie ‚nein‘ sagen sollten – nun, dann kann ich es schließlich

verstehen.“

Sie war froh, daß Cotton hereinkam und ihr sagte, daß ihr Vater sie in seinem Arbeitszimmer sprechen wollte. Und sie ging auch nicht wieder in die Halle zurück bis Cotton im Zimmer ihres Vaters erschien und fragte, ob er das Haus abschließen sollte.

„Bis auf Mr. Fane haben sich alle Gäste zurückgezogen“, sagte er. „Ich habe den Eindruck, daß er noch auf Sie wartet, Miss Mary.“

„Warum tut er das?“ fragte Redmayne unangenehm berührt. Cotton wußte es nicht.

Er hatte aber richtig vermutet. Ferdie Fane saß auf dem Sofa und hoffte, daß Mary zurückkehren würde. Er wollte ihr etwas Bestimmtes sagen, wollte sie dringend warnen. Als er hörte, daß sich die Tür öffnete, wandte er sich schnell um. Aber nicht Mary trat ein, sondern Mr. Partridge.

„Ach, verzeihen Sie“, sagte der Pfarrer, der sich wieder gefaßt hatte, „ich habe hier ein Buch liegenlassen.“

Fane erwiderte nichts, bis sich der Pfarrer anschickte, die Halle wieder zu verlassen.

„Die Geschichte mit Connor hat Ihnen einen kleinen Schock versetzt, nicht wahr, Mr. Partridge?“

„Wieso?“ Partridge runzelte die Stirn. „Natürlich war ich traurig, als ich von dem Tod dieses armen Mannes hörte.“

Fane grinste.

„Cotton war noch trauriger darüber, denn er mußte die Scherben Ihrer Tasse vom Boden aufsammeln. Würden Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen?“

Der Pfarrer setzte sich neben Ferdie auf das Sofa.

„Welch schreckliches Schicksal doch den armen Connor ereilt hat“, sagte er halb zu sich selbst.

„Connor war eben ziemlich verrückt“, entgegnete Fane kühl. „Er war nicht so klug wie sein Kumpan.“

„Wen meinen Sie denn?“ fragte Mr. Partridge erstaunt.

„Ich meine Marks – haben Sie nie etwas von dem gehört? Er war der beste Mann O'Sheas. Kennen Sie den vielleicht auch nicht? Ich möchte wetten, daß Sie ihn nicht nur vom Hörensagen kennen, und wenn Sie ihn noch nicht wiedererkannt haben sollten, dann werden Sie sehr bald erfahren, wer er ist.“

Der Pfarrer schüttelte den Kopf.

„Von dem, was Sie da sagen, verstehe ich kein Wort. Wen sollte ich wiedererkennen?“

„Marks war ein ziemlich kluger Kopf“, fuhr Fane fort, „und ich möchte ihm wenigstens eine Chance geben.“

Plötzlich packte er den Pfarrer an seinen weißen Haaren, zerrte daran und hatte im nächsten Augenblick die Perücke in der Hand.

„Sie sind Marks!“

Der andere sprang auf.

„Was zum Teufel –“

Fane sah ihn unbarmherzig an.

„Machen Sie sich aus dem Staub, solange Sie noch können“, sagte er hart. „Ich warne Sie, wie ich Connor gewarnt habe. Sie fordern das Schicksal heraus, und Sie werden ihm nicht entrinnen können!“

„Das ist meine Sache. Ich lasse mich nicht von Ihnen beeinflussen.“

Ferdie Fane nickte.

„Ich dachte mir schon, daß Sie meine Warnung in den Wind schlagen würden. Sie sind immer noch so selbstbewußt wie früher!“

„Mich können Sie nicht erschrecken“, entgegnete Marks und atmete schwer. „Sie wissen, warum ich hergekommen bin. Ich will meinen Anteil an der Beute, und ich gehe nicht eher, als bis ich ihn habe!“

„Gut, dann werden Sie eben als Toter hier hinausgetragen werden“, erwiderte Fane düster.

„Glauben Sie? Sie scheinen ja in die Zukunft sehen zu

können. Aber ich will Ihnen etwas sagen. Ich erkannte Sie im selben Augenblick, als Sie mir gegenüber Connors Namen erwähnten. Es ist auch noch jemand anders hier im Haus, der Sie erkannt hat – der alte Goodman. Glauben Sie mir, der läßt nicht mit sich spaßen, dazu ist er zu weit in der Welt herumgekommen. Ich habe einen Blick aufgefangen, den er Ihnen zuwarf.“

Fane war überrascht.

„Was sagen Sie da von Goodman? Sie sind ja glatt verrückt.“

„So, verrückt bin ich auch noch? Ich war heute nachmittag im Dorf und habe ihn beobachtet wie er vom Postamt aus nach London telefonierte. Er hat sich nach Ihnen erkundigt. Übrigens war Miss Redmayne auch dort. Da staunen Sie wohl? Was werden Sie jetzt machen? Wollen Sie Goodman aus dem Weg räumen? Ich kenne Ihre Methoden – und ich weiß auch, daß Sie den Trick, als Betrunkener in der Gegend herumzulungern, schon früher angewandt haben.“

Fane hatte sich von seinem ersten Schrecken erholt.

„Ob er weiß, wer ich bin oder nicht, ist im Augenblick gleich. Auf jeden Fall habe ich Sie gewarnt“, sagte er streng. „Und wenn Sie meinen Rat nicht befolgen, geht es Ihnen genau wie Connor.“

Marks ging zur Tür.

„Sie haben mich allerdings deutlich genug gewarnt“, sagte er. „Aber der Mann der mich schnappen will, muß sich beeilen.“

Im nächsten Augenblick trat er hinter die Portiere, öffnete die Glastür zum Park und trat in die Nacht hinaus.

Fane wartete einige Zeit. Dann hörte er Schritte in der Halle und ging durch eine andere Tür hinaus, die ebenfalls auf den Rasen führte.

Er sah, wie sich die Tür langsam öffnete. Mr. Goodman trat herein. Er sprach mit sich selbst, während seine Blicke von einem Tisch zum anderen wanderten. Er suchte seine Pfeife. Nach einer Weile fand er sie, steckte sie in die Tasche und ging

langsam zur Tür zurück. Als er etwas am Boden liegen sah, bückte er sich und hob es auf; es war die Perücke, die Marks hatte fallen lassen. Lange sah er darauf, dann spürte er plötzlich den kalten Luftzug, der durch die offene Glastür hereinströmte, und er trat auf die Portiere vor der Tür.

Er wollte die Portiere gerade zurückziehen, als er plötzlich von zwei Händen an der Kehle gepackt und in die Nische gezogen wurde.

Mary hatte sich bereits halb entkleidet, als sie auf den Kampf aufmerksam wurde, der unten ausgefochten wurde. Plötzlich hörte sie einen Schrei, schlüpfte in ihren Morgenrock und eilte die Treppe hinunter. Als sie die Tür aufstieß, lag der Raum in Dunkelheit wie vorher.

„All right“, sagte eine Stimme, dann leuchtete plötzlich das Licht auf.

Ferdie Fane stand neben dem Fenster. Seine Kleider und sein Haar waren zerzaust.

„Wo ist Mr. Goodman?“ fragte sie atemlos. „Ich hörte seine Stimme – wo ist er geblieben?“

„Ich habe nicht die leiseste Ahnung“, entgegnete Fane.

Sie entdeckte eine Blutspur auf seinem weißen Frackhemd... Als sie bewußtlos zu Boden sank, fing er sie in seinen Armen auf, und auch ihr Kimono wurde von Blut befleckt.

## 13

Um halb drei Uhr morgens waren alle Bewohner von Monkshall wach. Vor dem Haustor stand der mit Schmutz bedeckte Dienstwagen des Chefinspektors Hallick. Die Teppiche in der großen Halle und in anderen Räumen waren aufgerollt, weil man nach verborgenen Falltüren suchte. Mrs. Elvery saß schlaftrig in ihrem auffälligen roten Morgenrock in einem Polstersessel. Als Hallick von einer Durchsuchung des Parks zurückkam, war sie eingenickt und schnarchte.

„Folgen Sie meinem Rat und gehen Sie zu Bett“, sagte er, als er sie weckte. „Es ist fast drei Uhr.“

Sie blinzelte und begann leise zu weinen.

„Der arme Mr. Goodman! Er war ein so netter Herr, selbst für einen Junggesellen. Nun wird es ganz still werden hier im Haus.“

„Wir wissen doch gar nicht genau, ob er tot ist“, erwiderte Hallick unwirsch.

„Aber es waren doch Blutspuren auf dem Fußboden!“ Sie schluchzte aufs neue. „Und der gute Mr. Partridge, haben Sie ihn gefunden?“

„Der gute Mr. Partridge“, sagte Mr. Hallick gereizt, „ist auf dem Weg nach London. Um den brauchen Sie sich nicht zu kümmern. Übrigens ist er ein alter Zuchthäusler und heißt Marks.“

Plötzlich wurde Mrs. Elvery ganz wach und lebendig.

„Haben Sie schon Cotton verhört? Der hat sich am vergangenen Abend sehr merkwürdig benommen. Zweimal war er unten im Keller, und als er das zweite Mal die Treppe heraufkam, waren seine Hosen mit Staub bedeckt – wissen Sie, weshalb?“

„Das will ich gar nicht wissen“, erklärte Hallick gelangweilt.

„Der sucht nach dem Goldschatz, der hier im Hause versteckt liegt. Ja, da staunen Sie, Inspektor!“

„Ihrer Meinung nach liegt also der Goldschatz hier im Hause versteckt? Sie bringen die Geschichte von O'Shea, mit den Vorfällen der letzten Tage in Verbindung? Woher haben Sie denn diese Weisheit?“

„Aus meinen Zeitungsausschnitten“, entgegnete Mrs. Elvery triumphierend.

„Ich möchte Sie jetzt aber wirklich bitten, zu Bett zu gehen“, sagte Hallick, und es gelang ihm endlich, sie zum Verlassen des Zimmers zu bewegen.

Sein Assistent, Sergeant Dobie, hatte sich eine Theorie gebildet, und um sie zu prüfen, mußten weitere Nachforschungen angestellt werden. Als die beiden allein waren, erklärte Dobie seine Ansicht.

„Redmayne? Nein, der kommt als Täter gar nicht in Frage! Warum sollte er...“

„Das wollte ich Ihnen auch gar nicht sagen“, erwiderte Dobie. „Redmayne ist vollständig bankrott. Er hat eine beträchtliche Summe von Goodman geliehen. Als Goodman verschwand, war es das erste, daß er in das Zimmer des alten Mannes ging, einen Koffer öffnete und einen Schuldschein daraus entwendete. Sehen Sie, hier ist er.“

Hallick betrachtete das Papier nachdenklich. „Rufen Sie Redmayne her.“

Bald darauf kam der Colonel mit unsicheren Schritten in die Halle.

„Ich möchte ein paar Fragen an Sie stellen“, sagte Hallick barsch.

„Es wird mir bald zuviel, immer wieder neue Fragen beantworten zu müssen“, sagte er unwillig.

„Das ist schon möglich“, erwiderte Hallick ironisch. „Wir haben hier ein Gespenst in Monkshall.“ Er zog den Schuldschein aus der Tasche und hielt ihn dem Colonel hin. „Ist das etwa das Geheimnis, weswegen all diese seltsamen Dinge im Hause passieren? Klären sich damit die Spukgeschichten

auf?“

„Das ist ein Schein über Geld, das ich mir borgen mußte“, erklärte Redmayne leise. Hallick nickte.

„Vor zehn Jahren waren Sie Sekretär und Schatzmeister beim Roten Kreuz. Unerwartet wurde eines Tages die Kasse revidiert, wobei sich herausstellte, daß eine größere Summe fehlte. Ihre Verhaftung stand nahe bevor, als Sie plötzlich das Geld ersetzen – Sie haben es sich von Goodman geliehen?“ »Ja.«

„Vor ein oder zwei Stunden haben Sie Goodmans Papiere durchsucht. Suchten Sie nach diesem Schuldschein?“

„Ich lasse mich von Ihnen nicht verhören“, sagte Redmayne und raffte sich auf. „Sie haben kein Recht, mich über meine Privatangelegenheiten auszufragen.“

„Colonel Redmayne“, entgegnete der Chefinspektor ruhig, „in der vorigen Nacht wurde ein Mann in Ihrem Haus ermordet, heute abend ist einer Ihrer Gäste unter merkwürdigen Umständen verschwunden, die daran denken lassen, daß auch er ermordet wurde. Ich habe also wohl das Recht, Fragen an Sie zu richten. Ich habe sogar das Recht, Sie zu verhaften, wenn Sie sich nicht anders verhalten.“

„Gut, dann verhaften Sie mich“, erwiderte der Colonel etwas unsicher.

„Nehmen Sie doch Vernunft an!“ sagte Hallick unwirsch. „Hier im Haus hält sich jemand auf, den bisher niemand gesehen hat, jemand, den Sie verbergen und beschützen!“

„Wen meinen Sie?“ fragte Redmayne unruhig. „Meiner Meinung nach ist diese Anleihe bei Goodman nur vorgetäuscht worden. Zu der Zeit, als Sie das Geld borgten, standen Ihnen große Summen zur Verfügung. Sie haben dieses Haus gekauft, um einen Verbrecher zu beherbergen, gegen den Haftbefehl erlassen worden war – Leonard O'Shea.“

„Das ist eine Lüge!“ stieß Redmayne heiser hervor. „Dann will ich Ihnen noch etwas sagen. Irgendwo in diesem Hause liegt das Gold, das seinerzeit mit der ‚Aritania‘ von Australien

nach England gebracht wurde und auf dem Transport nach London verschwand. Und irgendwo in den Kellerräumen verbirgt sich ein halb Wahnsinniger.“

Der Colonel taumelte zurück.

„Ich habe alles getan, was ich tun konnte, um ihn fernzuhalten. Glauben Sie denn, daß ich ihn hier haben wollte...“

»Wir werden bald Klarheit in die Sache bringen.“

Hallick gab Dobie ein Zeichen, und der Sergeant führte den Colonel in sein Arbeitszimmer zurück, ohne daß dieser Widerstand leistete. Hallick folgte, und als die Tür hinter ihnen zufiel, kam Mr. Fane hinter den geschlossenen Vorhängen hervor. Er hatte die Kleider gewechselt und trug nun einen Golfanzug.

Er ging zum Fenster zurück und rief vorsichtig jemanden im Garten. Gleich darauf trat Mary aus der Dunkelheit.

„Es ist niemand hier, Sie können ruhig hereinkommen. Die Leute brauchen ja nicht unbedingt zu erfahren, daß Sie allein mit mir im Park spazierengingen.“

Sie zog ihren Regenmantel aus und ließ sich müde in einem Sessel nieder.

„Die Nacht ist so unheimlich, und doch fühlte ich mich da draußen in Ihrer Begleitung sicherer als hier im Haus.“

„Ich fühle mich im Augenblick nirgends recht sicher“, entgegnete Ferdie. „Ich werde hier schlafen – wo ist eigentlich Cotton?“

„Was wollen Sie denn von ihm?“

„Ich möchte noch etwas zu trinken haben“, sagte er und klingelte.

Cotton trat sofort ein, er mußte draußen vor der Tür gestanden haben. Sein Zeug war naß, und seine Stiefel waren schmutzig.

„Hallo!“ Fane betrachtete ihn eingehend. „Sind Sie draußen im Park umhergeschlichen?“

„Ich habe mich nur etwas umsehen wollen. Das schadet doch niemandem.“ Die Stimme des Butlers zitterte ein wenig.

„Sie waren wohl bei den Kriminalbeamten?“ wandte sich Mary an Cotton. „Wie weit ist denn die Untersuchung fortgeschritten?“

Fane lachte leicht.

„Ich will wissen, ob die Beamten irgend etwas herausgefunden haben“, sagte sie ungeduldig.

„Ich kann Ihnen verraten was die vermuten“, erwiderte Fane und sah sie fest an. „Die Polizei nimmt an, daß Mr. Goodman in diesem Raum ermordet wurde. Eine etwas sonderbare Auffassung – meinen Sie nicht auch?“

Sie schauderte zusammen, „Und die Beamten glauben auch, daß der Pfarrer nicht mehr am Leben ist. Ich hörte, wie der Sergeant dem Chefinspektor gegenüber diese Ansicht vertrat. Seiner Meinung nach muß Partridge hier ins Zimmer gekommen sein, während Goodman mit dem geheimnisvollen Mönch kämpfte, und der Unheimliche hat die beiden umgebracht.“

„Wer ist denn der Unheimliche?“ „So nennen sie diesen Mann“, mischte sich Cotton ein, „der in der schwarzen Mönchskutte herumläuft. Sie sagen, daß er jeden Tag zwei Stunden wahnsinnig ist. Es ist auch etwas Sonderbares, wenn man sich vorstellt, daß hier im Hause ein Wahnsinniger umherspukt, und daß niemand weiß, wer es ist. Sie können in den Verdacht kommen, Mr. Fane, und ich auch.“

„Dann ist es wahrscheinlicher, daß Sie es sind“, entgegnete Fane scharf. „Bringen Sie mir eine halbe Flasche Sekt.“

Mary wartete, bis Cotton die Halle verlassen hatte. „Mr. Fane – was ist mit Goodman geschehen?“ fragte sie dann.

Er antwortete ihr erst, nachdem Cotton Glas und Flasche gebracht hatte und wieder gegangen war.

„Das ist wenigstens ein anständiger Tropfen“, meinte er und goß den schäumenden Sekt ein. „Das wird mir guttun. Ich habe ziemliche Kopfschmerzen.“

„Ich wünschte nur, Sie bekämen einmal solche Kopfschmerzen, daß Sie nicht wieder daran dächten, zu

trinken“, erwiderte sie hitzig.

„Dann wollten Sie wohl am liebsten, daß ich tot wäre?“

Sie war sehr unzufrieden mit ihm; sie hatte gehofft, daß er ihr in dieser schweren Zeit eine Hilfe sein konnte.

Dann kam ihr ein Gedanke.

„Was meinten Sie eigentlich, als Sie sagten, das wäre ein anständiger Tropfen?“

„Sehen Sie, nun verstehen wir uns schon besser. Das ist der erste Tropfen Wein in dieser Woche, ich kann Ihnen versichern, daß ich ziemlich nüchtern bin und fast keinen Alkohol trinke.“

Hatte er diese Worte tatsächlich im Ernst gesprochen? Hätte er seine Trunkenheit nur vorgetäuscht?

„Was geschah heute abend, als ich Sie hier in diesem Zimmer traf? Es hatte doch ein Kampf stattgefunden.“

Er schüttelte den Kopf und sagte scherhaft: „Ich weiß es nicht. Irgend jemand schlug mir mit der Faust unter das Kinn. Daraus schloß ich, daß der Mann nicht mein Freund war.“

Aber dann wurde er plötzlich ernst.

„Würden Sie es tatsächlich gern sehen, wenn – wenn ich Ihnen helfe und für Sie sorgen würde?“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen?“ entgegnete sie, obgleich sie ahnte, worauf er hinaus wollte.

„Ich meine, Sie brauchen jemanden, der Sie beschützt.“

Er war näher an sie herangetreten.

„Glauben Sie denn, daß Sie überhaupt jemanden beschützen können?“ erwiderte sie. Im nächsten Augenblick bedauerte sie ihre Äußerung, denn sie wußte, daß sie damit seine nächste Frage herausgefordert hatte.

„Wissen Sie denn nicht, Mary, daß ich sehr viel für Sie tue? Sehen Sie denn nicht...“

„Sie sollen mich nicht Mary nennen.“

„Aber wenn Sie doch so heißen? Sie können ruhig Ferdie zu mir sagen, wenn Sie wollen.“

„Nein, nicht – wenigstens jetzt nicht“, entgegnete sie ein

wenig atemlos.

„Hat Goodman Ihnen nicht gesagt, daß er Sie sehr gern mag?“  
Sie nickte.

„Der arme Mr. Goodman! Ja, er hat mich geliebt, und ich möchte ihn auch gern.“

Sie blickte sich plötzlich um, und er sah, daß sie Angst hatte.

„Was gibt es denn?“ fragte er schnell.

„Ich weiß es nicht, aber ich habe das schreckliche Gefühl, als ob uns jemand belauscht. Und ich wünschte, daß sich der Betreffende bemerkbar mache. Dann wüßte man wenigstens, woran man ist.“

„Erwarten Sie jemanden?“ fragte er überrascht.

„Ja, es soll noch ein Beamter von Scotland Yard kommen. Mrs. Elvery nannte ihn den großen Bradley.“

„Der arme Kerl!“ sagte er und lachte. „Welchen Zweck hat es denn, den herzubringen? Ich bin tüchtiger als tausend Detektive, und mit O'Shea nehme ich es auch noch auf.“ Er lachte sonderbar. „O'Shea, das ist ein Kerl!“

Sie trat einen Schritt von ihm zurück.

„Von dem habe ich gehört“, sagte sie langsam. „Wie sieht er denn aus?“

Er lachte aufs neue.

„Etwa so wie ich – nur nicht so hübsch.“

Sie nickte, aber ihre Stimme klang jetzt nur noch wie ein Flüstern.

„Sie wissen nur zu gut, wer O'Shea ist“, sagte sie. „Als Sie gestern draußen im Park mit Connor sprachen, stand ich am Fenster und hörte, wie Sie ihm drohten.“

Er schwieg eine Weile.

„Ich habe ihn gewarnt“, sagte er schließlich. Und als ob er der Unterredung ein Ende machen wollte, schob er einen Sessel so hin, daß dieser der Wand zugekehrt war. Dann nahm er einen Wandschirm, der in einer Ecke stand, und stellte ihn hinter den Sessel. „Was wollen Sie denn?“ „Ich will jetzt schlafen“,

entgegnete er kurz. „Aber warum stellen Sie den Sessel denn dorthin?“ fragte sie erstaunt.

„Hier ist die alte Tür, die die Mönche immer benutzten“, entgegnete er lächelnd. „Wenn irgendein Geist in einer schwarzen Kutte erscheint, muß er durch diese Tür kommen.“

Hallick kehrte in diesem Augenblick mit Mr. Redmayne zurück.

„Zum Teufel, was machen Sie denn hier?“ fuhr er Fane an.

Der hatte eine Decke vom Sofa genommen, die Mrs. Elvery zurückgelassen hatte, und deckte sich damit zu. „Ich will schlafen.“

„Das ist hier aber nicht der richtige Platz. Gehen Sie auf Ihr Zimmer“, sagte Redmayne unfreundlich.

„Lassen Sie ihn ruhig hier“, legte sich Hallick ins Mittel, der sehr nachsichtig gegen Fane zu sein schien.

Der Chefinspektor fühlte einen Lufthauch und zog die Vorhänge zurück. Die Glastür dahinter stand offen.

„Schließen Sie die Tür, wenn wir hinausgegangen sind, Miss Redmayne, und öffnen Sie die Tür nur, wenn Sie die Stimme Ihres Vaters erkennen. Wir gehen jetzt in den Park.“

„Es wäre besser, wenn du auf dein Zimmer gingst“, sagte der Colonel, aber Hallick schüttelte den Kopf. „Ich will hier warten“, sagte Mary. „Aber Liebling...“

„Lassen Sie sie nur ruhig hier“, meinte Hallick. „Mr. Fane wird ihr nichts zuleide tun.“

Inzwischen hatte sich Ferdie bequem in den Sessel zurückgelehnt. Er glaubte, daß Mary den Raum verlassen hatte, aber in Wirklichkeit war sie noch dort. Sie schlich sich auf Zehenspitzen herbei und sah um die Ecke des Wandschirms. Als sie bemerkte, daß er die Augen geschlossen hatte, drehte sie alle Lichter aus, mit Ausnahme einer Lampe. Dann ging sie leise zur Tür und öffnete. Sie drehte sich noch einmal um und sah zu Ferdie hinüber. So bemerkte sie nicht, daß plötzlich ein Mann in der Türöffnung erschien und dicht hinter ihr stand. Es war eine

große Gestalt – von Kopf bis Fuß in eine schwarze Kutte gekleidet. Auch das Gesicht war von der großen Kapuze bedeckt, nur zwei runde Öffnungen im Stoff machten es dem Mann möglich hindurchzusehen. Sie ahnte nichts von der Gefahr, plötzlich wurde sie von zwei starken Armen gepackt. Eine große Hand legte sich auf ihren Mund.

Starr vor Schrecken erkannte sie die Mönchsgestalt. Im nächsten Moment verlor sie die Besinnung.

Ohne weiter ein Geräusch zu machen, zog der Mann sie in den Flur, schloß die Tür leise hinter sich und trug sie davon. Er ging an der Tür ihres Vaters vorbei und verschwand in einem kleinen Zimmer, das als Abstellraum benutzt wurde. Dort öffnete er eine Falltür, legte das bewußtlose Mädchen über die Schulter und stieg die steinerne Treppe hinab. Dann ließ er sie zu Boden gleiten, um die Falltür wieder zu schließen.

## 14

Hallick und Redmayne fragten die Posten, die im Park aufgestellt worden waren, aber keiner der Beamten hatte die geheimnisvolle Erscheinung eines Mönchs gesehen. Ebensowenig hatten sie bis jetzt eine Spur von Goodman und Marks gefunden.

„Marks wird jetzt schon in London sein“, sagte Hallick, als sie über den feuchten Rasen gingen. „Den werden wir bald gefunden haben.“

„Warum ist der überhaupt hierhergekommen?“

„Er suchte das Gold, das hier versteckt ist – den Schatz Ihres Freundes O’Shea, der ihn irgendwo hier in den Kellergewölben untergebracht hat. Ich werde O’Shea noch in dieser Nacht verhaften, und ich kann Ihnen nur den Rat geben, Colonel, uns nicht in den Weg zu kommen. Ich habe so eine Ahnung, daß es gefährlich werden könnte. Nehmen Sie Ihre Tochter mit nach London. Ich stelle Ihnen gern einen Polizeiwagen zur Verfügung.“

„Aber sie wird nicht mitkommen wollen. Wie soll ich ihr das alles so plötzlich erklären?“

„Das brauchen Sie ihr nicht so genau zu erklären“, entgegnete Hallick kurz. „Sagen Sie ihr doch die Wahrheit, oder warten Sie meinetwegen, bis die Sache zur Gerichtsverhandlung kommt. Meiner Meinung nach hat O’Shea Ihnen das Geld gegeben, daß Sie Monkshall kaufen konnten.“

„Nein, das stimmt nicht. Er hat es schon vor dem Überfall auf den Goldtransport gekauft“, erwiderte der Colonel. „Ich befand mich damals in einer verdammt ungemütlichen Situation. Jeden Augenblick fürchtete ich, daß man mich verhaften würde. Wie O’Shea von meiner Lage erfahren hat, weiß ich nicht. Ich hatte früher niemals etwas von dem Mann gehört. Als er mir aber anbot,“ Geld zu leihen, und mir ein festes Einkommen und einen prächtigen Wohnsitz in Aussicht stellte, habe ich natürlich nicht

nein gesagt. Ich bin ja eigentlich ein Arzt, und als er mir dann erklärte, daß er diese Anfälle hätte, glaubte ich ihm helfen zu können. Ich wußte damals nicht, daß er O'Shea war. Das habe ich erst vor etwa einem Jahr erfahren.“

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her.

„Sind nicht auch früher schon einmal zwei Leute hier gewesen?“ fragte Hallick dann und nannte die Namen der vermißten Beamten von Scotland Yard.

„So? Die kamen vom Yard?“ Der Colonel nickte. „Ja, die waren ein oder zwei Tage hier und verschwanden dann, ohne ihre Rechnungen zu bezahlen.“

„Sie sind hier ermordet worden.“ Hallicks Stimme klang hart und grimmig. „Und O'Shea ist der Mörder – wenn sie nur soviel Verstand gehabt hätten, mir anzuvertrauen, was sie wußten, dann hätte ich sie retten können. Aber sie wollten den Ruhm für sich allein, O'Shea entdeckt zu haben, und das war ihr Verderben.“ „Was, O'Shea hat die Beamten hier im Haus umgebracht?“ fragte Redmayne bestürzt.

Inzwischen waren sie wieder beim Haus angelangt, und Hallick klopfte leise an die Glastür. Aber es meldete sich niemand. Auch als er aufs neue klopfte, erhielt er keine Antwort.

„Ich glaube, wir gehen besser zur Haustür und klingeln Cotton.“

Es dauerte lange, bis dieser die Tür öffnete. „Wo ist Miss Redmayne?“ fragte Hallick. „Ich habe sie nicht gesehen. Aber hier im Sessel schlafte jemand – er hat sich eine Decke übergezogen. Ich bekam einen schönen Schrecken, als ich hinter den Wandschirm guckte.“

„Das ist Fane, lassen Sie den in Ruhe.“ Hallick knipste alle Lampen an. Er hatte das eigentümliche Gefühl, daß sich etwas Schreckliches ereignen würde.

„Suchen Sie vor allem Ihre Tochter“, sagte er zum Colonel.

Redmayne verließ den Raum, und gleich darauf hörte der Chefinspektor ihn im darüberliegenden Zimmer. Fünf Minuten

später kam der Colonel bleich und zitternd zurück.

„Sie ist nicht in ihrem Zimmer. Ich glaube auch nicht, daß sie sich im Haus aufhält. Ich habe überall nachgesehen.“

„Wissen Sie nicht, wo Miss Redmayne ist, Cotton?“

„Nein.“

„Was ist denn das?“ sagte Hallick plötzlich und nahm etwas vom Boden auf. Es war ein Gürtel. Die beiden sahen sich bestürzt an.

„Dann ist er hiergewesen – das war der Mönch!“ sagte Redmayne entsetzt.

Hallick nahm den Wandschirm fort und zog den Sessel zur Seite.

„Fane, wachen Sie auf – Miss Redmayne ist verschwunden.“

Er zog die Decke zur Seite, die das Gesicht des Schläfers bedeckte und stieß einen Fluch aus, denn der Mann, der in dem Sessel lag, war nicht Fane, sondern Marks. Und Marks war tot.

## 15

Als Mary wieder zu sich kam, fühlte sie sich tief unglücklich. Sie lag auf harten, kalten Steinen, und als sie aufblickte, bemerkte sie eine blaßblaue Laterne, die von einer gewölbten Decke herabhing. Gleich darauf hörte sie Musik – tiefe Orgeltöne. Sie setzte sich auf und sah sich in dem Raum um. Sie befand sich in einer kleinen Kapelle. In einer dunklen Nische stand ein Altar, und im Hintergrund war eine kleine Orgel zu sehen, an der ein Mönch in einer schwarzen Kutte saß. Er hörte, daß sie sich bewegte, schaute sich um und kam dann leise auf sie zu. Vor Furcht und Entsetzen konnte sie sich kaum rühren.

„Fürchte dich nicht“, flüsterte er. „Du brauchst keine Angst zu haben.“

Die Stimme klang gedämpft hinter der Kapuze, die sein Gesicht verbarg.

„Wer sind Sie denn?“ flüsterte sie. „Dein Freund, der dich – liebt – der dich verehrt!“ Sie wußte nicht, ob sie wachte oder träumte. War dies ein entsetzliches Trugbild ihrer Phantasie? Aber in dem Augenblick berührte sie mit der Hand die große Steinplatte des Tisches, auf dem sie gelegen hatte, und nun wußte sie, daß dies alles kein Traum, sondern Wirklichkeit war.

Sie bemerkte, daß zwei Eingänge zu diesem gewölbten, unterirdischen Raum führten. Zu beiden Seiten des Altars führten Wendeltreppen nach oben. „Wer sind Sie?“ wiederholte sie. Er zog langsam die Kapuze zurück. Goodman stand vor ihr. Seine grauen Haare waren zerzaust, sein Gesicht schien nicht so heiter und ruhig wie sonst, sondern wirkte eher hart. „Aber, Mr. Goodman!“ sagte sie. „Du sollst mich Leonard nennen“, erwiderte er leise und geheimnisvoll.

Dann legte er seine zitternden Hände auf ihre Schultern.

„Mary – ich habe gewartet – ach, ich habe so lange gewartet auf diesen großen Augenblick, denn ich verehre dich – ich bete dich an.“

Sie ließ sich von der großen Tischplatte herabgleiten und versuchte eine der Wendeltreppen zu erreichen. „Aber Mary, du fürchtest dich doch nicht vor mir?“ Sie nahm allen Mut und alle Kraft zusammen und schüttelte den Kopf.

„Nein, Mr. Goodman. Warum sollte ich mich auch vor Ihnen fürchten? Im Gegenteil, ich freue mich, daß Sie noch leben. Ich fürchtete, daß Ihnen etwas zugestoßen sein könnte.“

„Mir kann nichts passieren“, erklärte er und lächelte zuversichtlich. „Dem Mann, der dich liebt, kann *niemand* etwas anhaben. Gott selber hat ihn beschützt und für diesen Augenblick aufgespart.“

Ihr zitterten die Knie. Nur durch äußerste Willenskraft hielt sie sich aufrecht.

„Du fürchtest dich vor mir, aber das darfst du nicht. Ich kann dir alles geben – alle deine Wünsche erfüllen.“

Er packte sie plötzlich am Arm und zeigte auf die Wände und die tiefen Nischen der Kapelle.

„Hier habe ich Schätze aufgespeichert – da liegt Gold – viel Gold. Du glaubst nicht, wie herrlich die Barren im Lichtschein glänzen.“ Er wies mit der Hand in die Runde. „Hinter den Wänden dieser Kapelle befinden sich viele Kammern, in denen einst die toten Mönche beigesetzt worden sind. Ich habe die Knochen entfernt und das Gold dort versteckt.“

„Was ist das hier für ein Raum, Mr. Goodman?“ fragte Mary ängstlich. „Ich habe ihn früher nie gesehen.“

Ein Lächeln ging über seine Züge.

„Dies ist das Heiligtum, in dem meine Braut mir angetraut wird.“ Er legte den Arm um sie, und sie zwang sich, ruhig zu bleiben und keinen Widerstand zu leisten. „Hier sind früher andere Menschen getraut worden. Riechst du nicht mehr den Weihrauch? Duftet es nicht nach Myrten? Hier werden wir heiraten.“ Er nickte. „Was ist das ganze Leben? Geburt, Heirat und Tod. Auch hier sind Menschen gestorben, vor vielen hundert Jahren, und vielleicht sterben wir beide auch hier.“

Sein Lachen klang unheimlich und irr. Sie hatte es schon in früheren Nächten gehört.

„Ich habe Leute hier begraben – hier hinter den Wanden dieser Kapelle – hier!“ Er zeigte auf die verschiedenen Stellen. „Es waren Polizeibeamte, die nach mir suchten – sie kamen von Scotland Yard!“

Er kniete auf den Boden und klopfte auf eine große Steinplatte.

„Der eine von ihnen liegt hier unter dem Boden – ja, hörst du mich? Der kam hierher, um O’Shea zu fangen. Aber ich lebe, und er modert hier hinter dem Stein!“

„Ach, bitte, seien Sie still“, stieß sie keuchend hervor. „Sie sind schrecklich!“

Er lachte über ihre Worte.

„Ha, ha! Der schwarze Schrecken! – Ja, so haben sie mich ja wohl genannt. Merkwürdig, daß es der alte Goodman ist! Da saß ich oben in der Halle bei den anderen und hörte, wie diese verrückte, alte Frau von dem Mönch in der schwarzen Kutte sprach, und mußte im stillen lachen. Sie wußte ja gar nicht, daß ich direkt neben ihr saß.“ Er streckte seine Hand nach Mary aus und faßte sie am Arm.

„Mr. Goodman!“ Sie versuchte sich seinem Griff zu entziehen. „Sie werden mich jetzt gehen lassen. Mein Vater wird Ihnen alles geben, was Sie brauchen. Er tut alles für Sie, und Sie wissen, er ist ein Arzt.“

Aber sein fester Griff lockerte sich nicht.

„Ach, dein Vater?“ fragte er lachend. „Der tut alles, was ich ihm sage, denn er fürchtet mich. Das hast du auch nicht geglaubt, daß der Angst vor mir hat, was? Aber es stimmt. Er glaubt, ich sei wahnsinnig, deshalb sorgt er sich um mich. Im Grunde genommen aber ist er verrückt. Sie sind überhaupt hier alle verrückt!“

Mit fast übermenschlicher Anstrengung gelang es ihr, sich aus seinem Griff zu befreien und zur Treppe zu fliehen. Aber bevor

sie die Stufen hinaufeilen konnte, packte er sie wieder und riß sie zurück.

„Nein, du darfst noch nicht fort.“

„Lassen Sie mich jetzt in Ruhe“, sagte sie so ruhig wie möglich. „Ich verspreche Ihnen, daß ich nicht wieder fortlaufen werde. Sie können mir glauben.“

Er nickte und ließ sie los. Sie setzte sich auf eine Steinbank vor dem Altar.

„Und jetzt will ich dir etwas vorspielen. Die Orgel klingt wunderbar in diesen Gewölben.“

Während er spielte, sprach er zusammenhanglose Worte.

„Hast du diese alte Orgel schon gehört?“ Er drehte sich um und sprach über die Schulter zu ihr. „Ich spiele für die Toten. Dann fangen sie an zu leben. Die alten Mönche gehen hier umher, sie kommen in langen Reihen, immer zu zweien und zweien. Junge Leute heiraten hier, und die alten Leute kommen, um hier zu sterben... Und manchmal sehe ich“ auch Menschen, die ich kenne, die aber längst tot sind...“

Plötzlich brach er das Spiel ab und zeigte ins Leere.

„Sieh, dort steht Joe Connor!“

Sie konnte nichts erkennen. Goodman winkte dem unsichtbaren Schatten.

„Komm her, Connor, ich muß mit dir sprechen. Du armer Kerl hast lange im Gefängnis gesessen, nur weil der böse O'Shea dich verraten hat! Und nun kommst du und willst deinen Teil an der Beute haben? Gut, mein Junge, du sollst ihn bekommen!“

Er erhob sich und legte den Arm um eine unsichtbare Gestalt. Mary konnte nichts sehen, aber er, in seinem Wahnsinnsanfall, schien tatsächlich Connor zu sehen. Er tat so, als ob er einen Mann zu der Steinbank führte, von der Mary aufgesprungen war.

„Du sollst deinen Anteil haben, mein Junge. Alles Gold ist hier, Connor. Setz dich, ich will dir alles erklären. Ich hatte dieses alte Haus schon viele Monate vor unserem Anschlag auf

den Goldtransport gekauft. Du verstehst doch, warum ich das getan habe, Connor? Dann habe ich das Gold in dem Lastwagen hierhergebracht und es in dieser Kapelle versteckt. Viele Wochen und Monate habe ich gearbeitet und die Gräber der alten Mönche mit Gold gefüllt. Du siehst, wie klug das von mir war, Connor! Ah, nun lächelst du!“

Er erhob sich und trat hinter die Steinbank, auf der der vermeintliche Geist saß.

„Ich sage dir das alles, weil du jetzt tot bist und Tote ja nicht mehr vor Gericht aussagen können.

Und dann habe ich Redmayne zum Besitzer des Hauses gemacht. Der mußte es für mich verwalten. Zuerst wollte er nicht, aber er mußte, denn ich hatte ihn in meiner Gewalt. Mein Verstand war etwas in Unordnung geraten, und Redmayne kümmerte sich um mich. Dafür habe ich ihn bezahlt. Nach außen hin galt ich nichts – nach außen hin war er der Herr von Monkshall. Sieh, und so habe ich die Polizei hinters Licht geführt. Niemand ist es im Traum eingefallen, daß ich O'Shea war! – Und nun kommst du hierher und willst deinen Teil haben – du verdammter Hund! Ich werde dir das Genick umdrehen! Ich werde dich erwürgen, du Schuft, du!“

Er schrie wild auf und griff in die Luft, als ob er einem Mann die Kehle zudrücken wollte. Dann tat er so, als ob er ihn zu Boden würfe, und kniete auf den Steinen. Sein Gesicht war vor Wut verzerrt.

Plötzlich schien er sich daran zu erinnern, daß Mary in der Kapelle war, und er sah sich um.

„Aber du fürchtest dich vor mir“, sagte er ganz sanft, „ich hätte das nicht tun sollen.“

Er trat nahe an sie heran, und plötzlich riß er sie an sich. Sie schrie vor Entsetzen auf, aber er beruhigte sie.

„Ich will dich nicht erschrecken, du sollst dich nicht vor mir fürchten. Schrei doch nicht! Ich liebe dich viel zu sehr, als daß ich dich erschrecken möchte.“

Er wollte sie küssen, aber sie bog sich weit zurück.

„Nein, noch nicht – lassen Sie mir noch etwas Zeit...“

Er gab sie frei.

„Du wirst noch lernen, mich zu lieben. Hast du die kleinen Türen in den Wänden der Gänge gesehen? Die alten Mönche lebten dort, und dort ist auch dein Brautgemach.“

Sie versuchte verzweifelt, Zeit zu gewinnen. Solche Wahnsinnsanfälle mußten ja auch wieder vorübergehen.

„Sie haben eben gesagt, daß Sie mich lieben“, sagte sie leise.

„Ja, ich verehre dich, ich bete dich an“, erwiederte er und verneigte sich leicht vor ihr.

„Sie würden mich doch nicht zwingen, Sie zu lieben, wenn ich einen andern gern hätte? Das würden Sie doch nicht tun?“

Er wurde bleich.

„Liebst du denn einen anderen?“

„Ja – ich – ich liebe Mr. Fane.“

Es trat eine Pause ein. Keiner von beiden rührte sich oder sagte etwas. Dann griff er plötzlich nach ihrer Kehle. Sie glaubte schon, ihr Schicksal wäre besiegelt, als sie jemand am Arm packte und zur Seite riß. O'Shea sah sich einem Mann gegenüber, der eine Pistole auf ihn gerichtet hatte.

„Ich verhaftete Sie, O'Shea!“

Es war Ferdie Fane, der Mary gerettet hatte.

„Gehen Sie von dem Lichtschalter weg... Ich will hier nicht plötzlich im Dunkeln sein. Treten Sie noch weiter nach links! So, jetzt bleiben Sie stehen.“

„Wer sind Sie?“ fragte O'Shea verhältnismäßig ruhig.

„Mein Name ist Bradley! Inspektor Bradley von Scotland Yard. Ich verhaftete Sie, O'Shea! Seit drei Jahren warte ich auf diese Gelegenheit, und jetzt weiß ich alles, was ich wissen muß.“

O'Shea nickte.

„Dann wissen Sie auch, was ich mit Marks gemacht habe?“

„Ja, Sie haben ihn ermordet.“

„Er versuchte mich zu erwürgen. Ich glaube, er hatte mich erkannt. Seine Leiche...“

„Habe ich hinter der Mönchstür gefunden und dann in den Sessel gelegt, – in dem ich vorher saß. Wären er und Connor meinem Rat gefolgt, so wären sie heute beide noch am Leben.“

O'Shea lächelte.

„Also, Sie sind Bradley? Derselbe, der Connor verhaftete? Und unseren Freund Marks auch? – Nun, ich verdiene, daß es mir so geht, weil ich Sie nicht zur rechten Zeit erkannt habe. – Miss Redmayne, ich möchte mich bei Ihnen entschuldigen. Es tut mir leid, daß ich manchmal nicht ganz bei Verstand bin, aber das geht immer wieder vorüber. Nun möchte ich auch diese Mönchskutte ablegen.“

Langsam zog er das schwarze Gewand aus.

„Nehmen Sie sich in acht“, sagte Mary leise zu Bradley. „Es ist möglich, daß er noch immer wahnsinnig ist.“ Obgleich sie leise gesprochen hatte, verstand O'Shea ihre Worte.

„Ach, Miss Redmayne –“, sagte er lächelnd. „Sie können das nicht gut beurteilen. Nun, Mr. Bradley, in kurzer Zeit werden Sie ja diese liebenswürdige junge Dame heiraten, die eben eingestanden hat, daß sie Sie liebt. Ich möchte Ihnen auch ein kleines Hochzeitsgeschenk machen.“

Bradley wäre dem tödlichen Streich kaum entgangen, wenn O'Shea nicht auf dem glatten Stein ausgeglitten wäre. Er stürzte nieder und fiel gegen die Wandtafelung. Durch den Anprall brach das Holz, und die dahinter aufgeschichteten Goldbarren fielen laut polternd auf den Steinboden.

O'Shea starre auf das Gold, das er mit so großer Mühe und List hier versteckt hatte, dann begann er zu lachen.

„Ein Hochzeitsgeschenk!“ wiederholte er und blickte irr um sich.

Er lachte auch noch, als Hallick und drei andere Beamte von Scotland Yard ihn in ihrem Wagen nach London brachten.

***DER KLUB DER VIER***

# 1

Der äußersten Erscheinung nach machte Douglas Campbell einen wenig freundlichen Eindruck. Er war etwa achtundvierzig Jahre alt, groß und breitschultrig. Wahrscheinlich schrieb man ihm deshalb ein düsteres Temperament zu, weil seine starken Augenbrauen in der Mitte zusammengewachsen waren. Er war erster Direktor der Vereinigten Versicherungsgesellschaften und als solcher von Natur aus nüchtern und sachlich.

An einem sonnigen Frühlingsmorgen saß er in seinem Büro am Schreibtisch und las einen Brief. Nach einer Weile schaute er auf und sah nach der Uhr.

„In ein paar Minuten muß Mr. Robert Brewer hier sein“, sagte er zu seinem Sekretär. „Führen Sie ihn in mein Büro und sorgen Sie dafür, daß wir während unserer Besprechung nicht gestört werden.“

„Sehr wohl.“

Es klopfte gleich darauf an der Tür, und ein Angestellter reichte eine Visitenkarte herein.

„Mr. Brewer ist soeben gekommen“, sagte der Sekretär.

„Lassen Sie ihn eintreten“, entgegnete Mr. Campbell.

Mr. Robert Brewer war jung und elegant gekleidet. Man sah ihm an, daß er in guten Kreisen verkehrte und sich in jeder Gesellschaft bewegen konnte. Seine Bewegungen waren geschmeidig, und er machte einen frischen, flotten Eindruck, der ganz zu seinem jugendlichen Aussehen paßte.

Mit ausgestreckter Hand ging er auf Campbell zu.

„Mein lieber, guter Direktor, ich sehe an Ihrem freudestrahlenden Gesicht, daß Sie froh sind, mich begrüßen zu dürfen.“

„Das weiß ich allerdings nicht so genau, aber nehmen Sie bitte Platz.“ Der Direktor gab dem Sekretär einen Wink, worauf dieser das Zimmer verließ. Dann wandte sich Campbell wieder seinem Besuch zu. „Sie sehen heute morgen wirklich glänzend

aus.“

„Das glaube ich schon“, entgegnete Mr. Bob Brewer befriedigt. „Ich fühle mich auch dementsprechend. Nun wollen wir aber über geschäftliche Dinge reden. Sie haben mich wahrscheinlich nicht von New York hierherkommen lassen, nur um mir ein Kompliment zu machen.“

„Sie sind wirklich smart, ich bewundere Sie. Wenn ich in meiner Jugend ebenso energisch, kühl und vorurteilslos gewesen wäre wie Sie, besäße ich heute Millionen.“

„Na, zwei haben Sie doch mindestens, während ich nur ein armer Teufel und Versicherungsdetektiv bin, dem es schwerfällt, sich durchzuschlagen.“

Mr. Campbell zog den Stuhl näher an den Tisch heran und sprach jetzt etwas leiser.

„Bob, die Direktoren dreier uns angeschlossener Gesellschaften haben mir den Rat gegeben, Sie kommen zu lassen. Unser Syndikat besteht aus sechs der größten Versicherungsfirmen Englands, und es handelt sich bei uns meistens um Versicherung gegen Diebstahl, Unfall und so weiter. Sie kennen ja das Geschäft in- und auswendig, darüber brauche ich Ihnen nichts zu erzählen, da Sie ja früher selbst in der Branche tätig waren.“

Bob nickte.

„Wir versichern die Leute der vornehmen Gesellschaft gegen Torheit und Fahrlässigkeit“, fuhr Mr. Campbell fort, „und das Geschäft hat sich nicht recht bezahlt gemacht. Bob, Sie kennen ja unsere Gesellschaft, Sie wissen, wie diese Leute leben. Von einem Modebad reisen sie ins andere und müssen bei allen Gesellschaften dabei sein. Man kann sie fast mit einer Herde Schafe vergleichen. Und es folgt ihnen eine kleine Armee von Parasiten, die von dem Reichtum und der Dummheit unserer Kunden leben und uns viel zu schaffen machen. Wenn wir nicht den Bankrott erklären sollen, müssen wir ihnen mit aller Energie entgegentreten.“

Brewer nickte.

„Dazu brauchen wir aber einen Spezialisten, der diese Schafherde bewacht und zusieht, daß die Wölfe sie nicht zerreißen. Wir bieten Ihnen ein sehr gutes Gehalt an, damit Sie diesen Posten für uns übernehmen; und abgesehen davon, erlauben wir Ihnen auch noch, Privataufträge auszuführen, die Sie nebenbei erledigen können. Ist Ihnen das recht?“

„Das hängt ganz davon ab, was Sie unter einem sehr guten Gehalt verstehen“, entgegnete Bob grinsend. „Gewöhnlich bekommt ein Detektiv für einen solchen Posten drei- bis vierhundert Pfund im Jahr.“

„Wir sind bedeutend großzügiger. Wenn ich Ihnen ein Gehalt anbiete, so hat es eine vierstellige Zahl.“

Brewer sah ihn ruhig an und nickte.

„Dann machen Sie bitte eine Notiz, daß ich bei Ihnen engagiert bin.“

Campbell ging zur Tür und drehte den Schlüssel um.

„Ich will Ihnen nun den Verbrecher nennen, der uns am meisten zu schaffen macht. Es ist der Führer des Klubs der Vier – Reddy Smith.“

Bob mußte lachen.

„Von dem brauchen Sie mir nichts zu erzählen. Wenn man in New York lebt, kennt man ihn.“

„Kennt er Sie auch?“ fragte der Direktor schnell.

„Nein, wir sind uns niemals geschäftlich begegnet, aber ich kenne ihn trotzdem. In New York habe ich auf dem Gebiet der Handelsversicherung gearbeitet: Veruntreuungen und dergleichen. Reddys Hauptgeschäft bestand darin, daß er faule Aktien von Scheingründungen an die reichen Landwirte im Westen verkaufte. Ich habe ihn in einem Gefängnis gesehen, aber ich glaube kaum, daß er mich kennt. Von einem Jahr war ich hinter ihm her, ehe er nach Europa kam.“

Mr. Campbell nickte.

„Was ich über ihn weiß, habe ich von der Polizei. Er hat mit

einer Anzahl durchtriebener Burschen in Frankreich zusammengearbeitet, aber man konnte ihm nie etwas nachweisen, obwohl allgemein bekannt ist, daß er an zwei der größten Einbrüche beteiligt war. Soviel ich weiß, hält er sich jetzt in Monte Carlo auf. Unglücklicherweise sind auch mehrere unserer Kunden dort.“

„Welche Hilfe kann ich von der französischen Polizei erwarten?“ fragte Bob.

Der Direktor zog die Schublade auf und nahm ein kleines Heft heraus.

„Hier ist Ihre Vollmacht, die von dem französischen Innenminister unterzeichnet ist, ebenso vom Staatsminister von Monaco. Die Behörden dieses kleinen Staates bemühen sich eifrig, die Verbrecher von dort fernzuhalten.“

Bob nahm das Heft an sich, blätterte es kurz durch und ließ es in die Tasche gleiten.

„Reisen Sie möglichst bald nach Ihrem neuen Bestimmungsort. Wir setzen voraus, daß Sie in den besten Hotels wohnen.“

„Darauf können Sie sich verlassen“, erwiderte Bob, „Übrigens noch eine Frage. Bekomme ich mein Gehalt im voraus, und wann kann ich es abheben?“

„Ich kannte Ihren Vater“, entgegnete Campbell. „Er war ein zäher, sparsamer Schotte. Auch Ihre Mutter hielt Geld und Eigentum zusammen, aber Sie sind ein verschwendungssüchtiger Engländer geworden. Soll ich Ihnen einen kleinen Vorschuß zahlen?“

„Wovon soll der Schornstein sonst rauchen?“ fragte Bob. „Ich werde mir sechs Monate Gehalt im voraus zahlen lassen, dann teile ich Ihnen mit, wieviel ich für meine außerordentlichen Ausgaben brauche. Auf der Durchreise bleibe ich ein paar Tage in Paris, und wie Sie wissen, ist das ein kostspieliges Pflaster.“

Mr. Campbell seufzte und schrieb einen Scheck aus.

Zwei Herren saßen vor dem Cafe de Paris in Monte Carlo. Beide waren elegant gekleidet, glattrasiert und machten einen weltmännischen Eindruck. Welchem Land sie angehörten, konnte man ihnen nicht ansehen, aber wahrscheinlich waren sie beide Amerikaner.

Der ältere der beiden rauchte nachdenklich eine Zigarre und nickte.

„Ich habe ihn noch nie getroffen, aber schon viel von ihm gehört“, sagte er. „Jimmy, hier in Monte wird es vom nächsten Montag ab nicht mehr sicher sein. Ich halte es deshalb für das beste, daß wir am Sonntagmorgen abreisen. Inzwischen können wir noch vier Tage ungestört arbeiten. Wie sieht denn eigentlich dieser Brewer aus?“

Jimmy zuckte die Schultern.

„Keine Ahnung. Ich weiß ebensowenig wie du.“

„Bist du auch sicher, daß er kommt?“ fragte Reddy.

„Natürlich“, erklärte Jimmy mit Nachdruck. „Als ich heute morgen meine Briefe abholte, habe ich das Telegramm gesehen, in dem er seine Zimmer bestellt hat. Es war in Paris aufgegeben, und er hat sich die teuersten und besten Zimmer reserviert mit dem Blick auf den Eingang zum Kasino. Am Montag wolle er ankommen, aber wenn er nicht eintreffen sollte, möchte er die Zimmer bis zu einer Ankunft reserviert haben.“

Reddy nickte.

„Wir haben also noch vier Tage, und ich glaube, daß uns die Sache gelingen wird“, fügte er zuversichtlich hinzu. „Der kleine William sieht so aus, als ob er tatsächlich zahlt.“

Er wies mit einer Kopfbewegung nach dem Eingang des Hotels. Ein elegant gekleideter Herr stand dort auf der breiten Treppe. „Man kann schon von hier aus sehen, daß der Kerl ziemlich viel Wolle hat. Eine Bekanntschaft mit dem ist so gut wie Bargeld.“

„Wie heißt er eigentlich? Ich sah, daß du gestern abend im Kasino mit ihm sprachst.“

„William Ford. Sein Alter hat mit Erdölaktien schweres Geld verdient. Als er starb, ließ er seinem Willie eine ganze Wagenladung Geld zurück. Und der will sich nun erst austoben, vorher scheint er nicht viel vom Leben gehabt zu haben.“

„Wofür hast du ihn denn interessiert?“

„Ich habe ihm von der Montana-Silbermine erzählt. Er war sofort Feuer und Flamme. Wir wollen zu ihm gehen, damit ich dich vorstelle.“

Mr. Ford hatte die Hände in den Taschen und rauchte eine Zigarette. Die Schönheit der Palmen und der Gegend schien keinen Eindruck auf ihn zu machen. Langsam ging er über die breite Straße, durch die Anlagen, kaufte sich bei dem kleinen Kiosk eine Zeitung und kehrte zur Gartenterrasse des Hotels zurück, die dem Kasino gegenüberlag. Dort sprach ihn Reddy an.

„Guten Morgen, Mr. Ford. Ich möchte Sie mit meinem Freund Mr. Kennedy bekannt machen. Er kommt aus Texas, besitzt dort große Farmen.“ Mr. Ford kniff die Augen zusammen und sah den Fremden an, dann reichte er ihm nachlässig die Hand.

„Guten Morgen“, sagte er zu Reddy, „es ist sündhaft heiß, und ich kann diese blödsinnigen französischen Zeitungen nicht lesen. Verstehen Sie diese Sprache?“

„Gewiß, Mr. Ford.“

Reddy nahm die Zeitung und sah flüchtig hinein. „Es steht aber heute nichts Besonderes darin. Höchstens wenn Sie sich für die französischen Rennen interessieren, können Sie interessante Nachrichten finden.“

„Nein, ich mag keine Rennen. Das ist auch so ein Blödsinn“, erklärte Mr. Ford, während er umständlich das Glas ins Auge klemmte. „Ich bin, wie Sie wissen, ein Geschäftsmann, Mr. Redwood. Wetten mag ich nicht. Ich habe zwar ein paar tausend Dollar beim Roulette riskiert, aber im Grunde genommen langweilt mich das Spiel.“

„Da haben Sie auch vollkommen recht“, meinte Redwood.  
„Es ist eine ganz dumme Art, sein Geld zu vertun.“

„Selbstverständlich“, entgegnete Mr. Ford etwas von oben herab, „kann ich es mir leisten, Geld zu verlieren. Ich habe eine Million Franc in barem Geld mitgebracht.“

„Hoffentlich haben Sie die im Hotelsafe einschließen lassen“, warnte ihn Reddy. „Es gibt eine Menge zweifelhafter Existzenen in Monte Carlo.“

„Ach, da mache ich mir keine übertriebenen Sorgen. Ich sage immer: Wenn ein Mann nicht einmal auf sein bißchen Geld aufpassen kann, dann verdient er auch nicht, es zu besitzen. Nein, ich ver wahre mein Geld stets in meinem Hotelzimmer.“

Mr. Reddy holte tief Atem.

„Ich bin nicht nach Monte Carlo gekommen, um erst zu lernen, wie man sich gegen Diebstähle sichert“, fuhr Mr. Ford fort. „Aber nun sagen Sie mir einmal, was Sie für ein fünf tel Anteil an Ihrer Mine haben wollen.“

„Ich habe mir noch nicht recht überlegt, ob ich verkaufe“, entgegnete Reddy. „Eigentlich bin ich nach Monte Carlo gekommen, um mich zu erholen und nicht, um mit Aktien zu handeln.“

„Ja, das tun Sie zu Hause schon zur Genüge, Mr. Redwood“, mischte sich Jimmy ein, weil er glaubte, etwas zur Unterhaltung beisteuern zu müssen. „Mr. Redwood ist von Colorado bis nach Montana als der bedeutendste Mineninteressent bekannt. – Ich habe gehört, daß Sie im Jahr bis zu fünf Millionen Dollar in Aktien umsetzen – stimmt das, Mr. Redwood?“

„Ja, ungefähr, vielleicht nicht ganz so viel.“

Der junge Mann sah ihn freundlich lächelnd an. „Mich können Sie nicht bange machen, wenn Sie mit den Millionen nur so um sich werfen. Soviel ich weiß, beträgt der Wert Ihrer Montana-Mine etwa eine Million Dollar, das sind zweihunderttausend Pfund. – Und Sie wollen vierzigtausend Pfund für ein Fünftel haben?“

Mr. Redwood nickte.

„Die Aktien stehen auf zwei fünfzig am offenen Markt, und der fünfte Teil ist bedeutend mehr wert als das Geld, das ich dafür haben will. Ich habe mich schon zu sehr abgearbeitet in meinem Leben und möchte mich einmal ausruhen und etwas erholen. Deshalb habe ich die Absicht, alle meine Aktien abzustoßen. – Jimmy“, wandte er sich an den Großfarmer, „dieser Herr möchte einen Anteil an der Montana-Silbermine kaufen. Er ist ein Geschäftsmann, und ich muß sagen, daß ich ihn schätze.“

„Aber Sie werden doch nicht Ihren Anteil an der Montana-Mine verkaufen!“ sagte Jimmy. „Es ist die ergiebigste im Westen. Es wird eine Sensation geben, wenn das in Wall Street bekannt wird.“

Reddy antwortete nicht, nahm aber aus seiner Brusttasche ein dickes Paket. Er öffnete es, es befanden sich Aktien darin, alle mit Stempel und Siegel versehen. Er betrachtete sie lächelnd, fast wehmütig.

„Wenn ich bedenke, wieviel Mühe es mich gekostet hat, diese Mine zum Erfolg zu bringen, dann tut es mir leid, mich von diesen Papieren zu trennen. Mr. Ford, ich gebe sie Ihnen wirklich für eine Bagatelle. Es ist ungefähr derselbe Betrag, den Sie nach Monte Carlo mitgebracht haben, um ihn eventuell hier im Spielkasino zu verlieren.“

„Aber ich habe mich bisher noch nicht fest entschlossen, die Aktien überhaupt zu kaufen“, erklärte Mr. Ford hastig.

„Und ich habe mir auch noch nicht überlegt, ob ich sie tatsächlich hergeben werde“, lächelte der andere. „Wir wollen erst etwas zusammen trinken.“

Er war viel zu erfahren, um sein Opfer zum Ankauf zu drängen, und während der beiden nächsten Tage erwähnte er nichts von den Aktien.

„Die Zeit drängt“, sagte Reddy am Sonnabend.

„Wie weit bist du denn mit dem jungen Ford?“ fragte Jimmy.

„Er hat angebissen, aber es sieht so aus, als ob es noch ein paar Tage dauert, bis wir das Geschäft erledigt haben. Ich habe im Spielsaal mit ihm gesprochen, und dabei haben wir uns gegenseitig allerhand anvertraut. Ich sagte ihm, daß ich mein Geld immer unter dem Kopfkissen aufbewahre und es heute morgen einzustecken vergaß. Er entgegnete darauf, daß er sein Geld gewöhnlich in der Kommode aufbewahre, zwischen seinen Kleidern. Wenn er heute die Aktien nicht kauft, nehmen wir ihm in der nächsten Nacht das Geld ab. Wir brauchen deshalb unsere Schlafwagenkarten nicht verfallen zu lassen. Aber wir werden Monte auf einem anderen Weg verlassen.“

„Wieso?“ fragte Jimmy.

„Ich habe ein Auto aus Nizza bestellt, das uns um zwei Uhr morgen früh bei der Post abholen soll. Wir fahren nach Marseille, von dort geht es weiter nach Narbonne und dann über die Grenze nach Spanien. In Barcelona warten wir einige Zeit. Ich habe bereits ein anderes Auto telegrafisch bestellt, das uns Sonntag nachmittag in Marseille am Hotel d'Angleterre erwarten soll.“

„Sehr gut.“

„Dein Zimmer liegt an demselben Korridor wie das von Mr. Ford, und es ist ziemlich leicht, von einem Balkon zum anderen zu klettern. Außerdem schläft er bei offenem Fenster. Ich werde von dort in das Zimmer eindringen und dann die Tür öffnen. Darauf kommst du herein. Sollte er irgendwelchen Spektakel machen wollen, dann müssen wir ihn zur Ruhe bringen. Sicherlich sind wir mit dem Wagen schon kurz vor Mittag in Marseille.“

Sie schlenderten durch die große Pfeilerhalle und betraten den Spielsaal. Während der nächsten halben Stunde gingen sie von Tisch zu Tisch und beobachteten Ford beim Spiel. Er setzte ab und zu hundert Franc auf eine Nummer, aber er schien sich nicht für das Spiel zu interessieren.

Schließlich sah er die beiden Amerikaner und schaute sie mitleidig lächelnd an.

„Ein furchtbarer Unsinn, zu spielen. Wir wollen von hier fortgehen. Man ärgert sich nur, wenn man sieht, wie die Leute ihr Geld verschleudern.“

Sie folgten ihm, und er ging wieder zu seinem Lieblingsplatz auf der anderen Seite der Hotelterrasse.

„Ich habe mir die Sache mit der Silbermine noch einmal durch den Kopf gehen lassen. Ich kann mich doch noch nicht entschließen, sie zu kaufen, denn ich dachte daran, daß Montana weitab liegt und ich nichts von Bergwerken verstehe.“

„Davon brauchen Sie auch nichts zu verstehen“, meinte Reddy. „Sie haben weiter nichts zu tun, als in Ihrer schönen Wohnung in London stillzusitzen und zu warten, bis die Dividenden ausgezahlt werden.“

„Gut und schön. Wenn sie nun aber nicht eintrudeln, was dann? Ich werde Ihnen sagen, was ich tue. Ich schreibe meinem Freund, einem Börsenmakler, der ein sehr gescheiter Kerl ist. Der führt alle meine geschäftlichen Transaktionen durch, und der soll mir telegrafisch einen Rat geben. Schließlich kommt es ja auf einen kleinen Aufschub nicht an, Mr. Redwood.“

„Durchaus nicht. Und wenn Sie nun eine günstige Auskunft erhalten, wie es nicht anders zu erwarten ist, geben Sie mir dann einen Scheck?“ „Nein, dann zahle ich in bar.“

„Ach, ich dachte, Sie hätten das Geld inzwischen auf die Bank gebracht“, entgegnete Mr. Redwood erleichtert.

„Wo denken Sie hin! Ich sage doch immer, wenn ein Mann nicht einmal auf sein bißchen Geld aufpassen kann, verdient er nicht, es zu besitzen. Übrigens habe ich ein Telegramm erhalten von einem gewissen Brewer. Eine ziemliche Unverschämtheit. Der Mann gibt mir den Rat nichts zu unternehmen, bis er mich gesprochen hat. Wer, zum Kuckuck, ist denn dieser Brewer?“

„Einer der gerissensten Verbrecher, die es zur Zeit in Europa gibt“, erwiderte Mr. Redwood ernst. „Sobald der sich für etwas

interessiert, ist die Sache so gut wie verloren.“

„Das ist doch aber ein starkes Stück. Meinen Sie, ich sollte die Polizei benachrichtigen?“

„Ach, das ist vollkommen unnötig.“ Reddy mußte heimlich lachen.

Der junge Ford sah nach der Uhr. „Ich fahre nach La Turbie. Wollen Sie mich begleiten?“

„Sehr liebenswürdig“, entgegnete Reddy, „aber ich habe heute nachmittag noch viel zu tun.“

Reddy studierte Autokarten und Fahrpläne. Er mußte an einen vom Klub der Vier, der augenblicklich in Montdidier weilte, ein Telegramm aufgeben, denn er brauchte von ihm einen Paß, mit dem er über die Grenze kam. Auch mußte er seine Sachen packen und noch einmal nach dem Zimmer von Mr. Ford sehen.

Soviel hatte er bereits festgestellt, daß es bei Tag unmöglich war, in den Raum einzudringen. Mr. Ford hatte mit dem Hotelbesitzer vereinbart, daß während seiner Abwesenheit ein Mann auf dem Gang vor seiner Tür Wache stand. Über Nacht wurde dieser Posten eingezogen. Jedes einzelne Hotelzimmer hatte einen langgestreckten Balkon, und zwischen den einzelnen Balkonen bestand ein Zwischenraum von etwa sechzig Zentimetern, der für einen gewandten Mann weiter keine Schwierigkeiten bot. Geduldiges Abwarten war eine ihrer Hauptstärken, und so rührten sie sich nicht eher, als bis es an der Zeit war. Als Reddy nach Mitternacht auf seinen Balkon hinaustrat, war unten niemand zu sehen. Er rauchte eine Zigarette, dann kletterte er über das eiserne Geländer, und in kurzer Zeit hatte er die drei Balkone hinter sich, die ihn von dem Zimmer Mr. Fords trennten. Hier standen die Fenster weit offen, nur die hölzerne Jalousie war geschlossen, und es gelang ihm, diese geräuschlos zu öffnen. Er schlüpfte in das Zimmer und schloß die Glastür hinter sich.

Der Weg quer durchs Zimmer und das Aufschließen der Korridortür dauerte nur ein paar Sekunden. Reddy hatte

angestrengt gelauscht, bevor er ins Zimmer trat. Er hörte die regelmäßigen Atemzüge Mr. Fords, ja sogar ein leichtes Schnarchen.

Sobald er die gegenüberliegende Tür geöffnet hatte, trat Jimmy leise ins Zimmer. Reddy öffnete die oberste Schublade vorsichtig, ohne das geringste Geräusch zu machen. Als er gerade unter den Kleidern suchte, wurde plötzlich das Licht angeknipst.

Mr. Ford saß in seinem Bett und hielt die beiden Einbrecher mit einem Browning in Schach. „Nehmen Sie die Hände hoch!“ „Was wollen Sie denn?“ fragte Reddy empört. „Ich bin nur in ein falsches Zimmer gekommen, und ich muß schon sagen, ich bin sehr erstaunt über Ihr grobes Benehmen, Mr. Ford.“

Im nächsten Augenblick sprang Mr. Ford aus dem Bett, und Reddy sah, daß er angekleidet war und nur kein Jackett trug.

„Ich habe auf Sie gewartet, Reddy“, fuhr er fort. „Ich verhaftete Sie wegen Einbruchs, versuchten Betruges und verschiedener anderer Vergehen, ebenso Ihren Freund.“

„Wer sind Sie denn?“ fragte Reddy bestürzt. „Mein Name ist Bob Brewer“, erklärte der junge Mann. „Vielleicht haben Sie schon von mir gehört. Ich bin ein bekannter Verbrecher, der alles mitnimmt, was er bekommen kann. Also, Hände hoch, sonst wäre ich gezwungen, Ihnen eine blaue Bohne zwischen die Rippen zu jagen.“

## 2

Bob Brewer blieb auf der zweiten Marmorstufe stehen, die zu dem prachtvollen Geschäftsgebäude der Vereinigten Versicherungsgesellschaften führte, und beobachtete interessiert den jungen Mann, der gerade in einer eleganten Limousine vorüberfuhr.

Der junge Mann trug einen grauen Filzhut und rauchte eine Zigarette. Er lehnte sich bequem in die Polster des Wagens zurück und blickte gelangweilt geradeaus.

Bob merkte sich die Nummer des Wagens und trat dann in das Innere des Gebäudes.

Einer der Angestellten grüßte ihn und führte ihn direkt in das Zimmer des Generaldirektors.

„Mr. Campbell erwartet Sie schon“, sagte er.

Der Generaldirektor hatte nichts zu tun – wie die meisten äußerst beschäftigten Leute – als Bob ins Büro trat.

„Hallo!“ rief er. „Schließen Sie bitte die Tür. Wie geht es Ihnen denn?“

„Ich habe Ihr Telegramm erhalten und habe eine ausgezeichnete Reise hinter mir. Das Wetter in Frankreich war glänzend. Ich habe Ihnen die Abrechnung über meine Ausgaben zugeschickt, und ich habe jetzt kein Geld“, erklärte Bob schnell. „Nach dieser kleinen Einleitung möchte ich mich nur noch erkundigen, warum Sie es so eilig haben.“

„Setzen Sie sich. Es handelt sich wieder einmal um die vornehme Gesellschaft, Bob“, erwiderte Mr. Campbell. „Wie Sie wissen, sind diese Leute furchtbar konservativ in ihren Gewohnheiten.“

„Nun hören Sie aber endlich mit Ihren Litaneien über die vornehme Gesellschaft auf. Ich weiß längst auswendig, was Sie mir sagen wollen.“

„Das können Sie gar nicht oft genug hören“, entgegnete Campbell. „Übrigens hörte ich, daß Ihr Freund Reddy der

französischen Polizei entkommen ist?“

Bob nickte.

„Ja, er ist nach Spanien entwischt. Aber daraus können Sie mir doch keinen Vorwurf machen. Er sitzt auch noch in Spanien. Sie meinen doch nicht, daß er hier in London auf mich wartet und mir auflauert?“

„Nein. Ich habe Sie nicht hergerufen, um Sie zu warnen. Auf Reddy brauchen wir wohl einen oder zwei Monate lang keine Rücksicht zu nehmen.“

„Das ist auch meine Meinung. Reddy muß augenblicklich viel zu sehr auf seine eigene Sicherheit bedacht sein, als daß er an mich denken könnte. Außerdem ist er lange nicht so gefährlich wie zum Beispiel Soapy Wilkins.“

Mr. Campbell richtete sich überrascht in seinem Sessel auf.

„Zum Teufel, wie kommen Sie denn auf den? Über den Kerl wollte ich gerade mit Ihnen sprechen.“

„Soapy ist für mich kein Geheimnis, ich kenne ihn schon von früher her. Vor zwei Minuten habe ich ihn hier in einem luxuriösen Auto vorbeifahren sehen, das er sich natürlich gemietet hat. Er war sehr elegant gekleidet.“

Mr. Campbell sah besorgt auf die Schreibunterlage.

„Das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen. Er wohnt im Hotel Magnificent, und er ist eine ständige Bedrohung für uns.“

„Warum melden Sie die Sache nicht der Polizei? Er ist ein bekannter Verbrecher. In Amerika kennt ihn jeder, und ich glaube bestimmt, daß auch die hiesige Polizei weiß, wer er ist. Er gehört zu den gerissensten und gefährlichsten Leuten, die es überhaupt gibt; er ist blitzschnell in seinen Bewegungen, bald hier und bald dort, und begeht nie zweimal ein Verbrechen an demselben Ort. Die meisten sind nur Spezialisten auf einem bestimmten Gebiet, aber Soapy ist unglaublich tüchtig. Er bringt alles fertig, vom einfachen Einbruch bis zur kompliziertesten Fälschung von Aktien und Bankpapieren; und man kann ihn niemals fassen. Ich bewundere ihn. Außerdem habe ich gehört,

daß er sich in Gesellschaft tadellos bewegen und unterhalten kann. In gewisser Weise ist er ein Genie, und er hat auch sehr kluge Einfälle...“

„Ich habe nicht nach Ihnen geschickt, damit Sie mir hier eine Lobrede auf Soapy Wilkins halten“, entgegnete Campbell fast ärgerlich. „Ich bin tatsächlich erstaunt, daß Sie so einen Menschen bewundern können. Ich habe mir das mit der Polizei auch überlegt, aber es ist unmöglich, ihn verhaften zu lassen. Die Polizei hat im Augenblick kein Beweismaterial und kann daher auch nicht eingreifen. Man beobachtet ihn...“

Bob lachte ironisch.

„Ich sehe, daß Sie genau derselben Ansicht sind wie ich“, sagte Campbell nun freundlicher. „Aber nun will ich Ihnen erzählen, warum ich mir soviel Sorgen mache. Kennen Sie Windhever Castle?“

Bob nickte.

„Das ist der Sitz der Herzogin von Manton in Essex“, entgegnete er prompt. „Sie ist eine große Dame, die über ein bedeutendes Vermögen verfügt und großen Einfluß in der Gesellschaft hat.“

„Windhever Castle liegt acht Kilometer von Goodwood entfernt, und nächste Woche finden dort die alljährlichen Rennen statt, zu denen sich die ganze vornehme Gesellschaft Englands versammelt. Die anderen Leute gehen hin, weil es nun einmal Mode ist.“

„Sie sind schon wieder dabei, mir einen Privatvortrag über die Gesellschaft zu halten? Teilen Sie mir doch lieber mit, um was es sich handelt.“

Mr. Campbell schluckte.

„In der nächsten Woche werden in Windhever Castle viele vornehme Damen und Herren als Gäste weilen, die ihre kostbaren Juwelen mitbringen. Die Leute sind fast alle bei uns versichert. Und nun macht es mir besondere Sorge, daß vor einem Monat in Windhever Castle eingebrochen wurde.“

Bob nickte.

„Ist den Dieben etwas in die Hände gefallen?“

„Nein. Es waren damals keine Gäste im Schloß; die Herrin selbst war mit ihren Bekannten in Ascot. Nur ein paar Dienstboten hielten sich im Hause auf, und es war nichts von Wert vorhanden, was die Diebe hätten stehlen können. Trotzdem drangen sie während der Nacht in das Gebäude ein. Der Geldschrank des Herzogs wurde geöffnet, und drei verschlossene Türen wurden erbrochen oder mit Nachschlüsseln geöffnet. Die Sache war gut durchgeführt, und die Einbrecher kamen auch glatt davon.“

„Das ist merkwürdig“, entgegnete Bob nachdenklich. „Erzählen Sie mir doch noch weitere Einzelheiten über die Sache. Das interessiert mich außerordentlich.“

Mr. Campbell erzählte, was er wußte.

„Also drei Stunden haben sie dazu gebraucht?“ fragte Bob. „Es war natürlich leicht, weil nur drei Dienstboten im Haus waren und sie sich genügend Zeit lassen konnten. Der Einbruch muß von Leuten ausgeführt worden sein, die ihre Sache verstanden. Aber sie müssen doch gewußt haben, daß zur Zeit kein Geld im Haus aufbewahrt wurde. Was mögen die nur gewollt haben?“

„Übrigens wurde uns der Einbruch nicht gemeldet, weil der Herzog selbst bei einer anderen Gesellschaft versichert ist. Aber ich habe es auf Umwegen erfahren und es mir zur Warnung dienen lassen. Deshalb möchte ich meine Vorkehrungen treffen. Der Herzog hat überall neue Türschlösser anbringen lassen und auch einen neuen Safe gekauft, einen der besten, die augenblicklich gebaut werden. Ich habe auch erfahren, daß die Bibliothek, in der der Geldschrank aufgestellt ist, während der Anwesenheit der Gäste von besonderen Posten bewacht wird.“

„Glauben Sie denn, daß Soapy etwas mit der Sache zu tun hat?“

„Ja. Er ist zur Zeit der einzige große Geldschrankknacker. Sie

sollen nun nach Windhever Castle fahren und den Herzog aufsuchen. Von einem unserer Kunden habe ich mir ein Empfehlungsschreiben für Sie geben, lassen. Sagen Sie ihm, daß Sie ihn in jeder Weise unterstützen wollen, und sehen Sie sich die Dienstboten an. Vielleicht können Sie den einen oder anderen als Verbrecher entlarven. Und seien Sie vor allem in der Nacht nach dem Hauptrennen auf dem Posten. Am Abend gibt die Herzogin einen großen Ball, und über Nacht werden die Penson-Smaragden in den Safe eingeschlossen. Lady Pensen gehört zu den Gästen der Herzogin. Und vergessen Sie nicht...“

„Sie haben mir schon so viel erzählt, daß ich es sicherlich nicht vergesse“, sagte Bob und empfahl sich.

Der Herzog war ein verhältnismäßig kleiner, hagerer Herr mit schmalem Gesicht und wenig ausdrucksvollen Zügen. Er stand in dem Ruf, ein großer Denker und Gelehrter zu sein, wahrscheinlich, weil er eine ausgedehnte und kostbare Bibliothek besaß und stets anderer Meinung war als die Leute, mit denen er sich unterhielt.

Er empfing Bob in der Bibliothek und reichte ihm seine müde, welke Hand.

„Ich glaube nicht, daß Sie sich um die Sicherheit des Schmucks meiner Gäste bemühen müssen. Aber da dieser Lord mir geschrieben hat, daß es sein Wunsch ist, können Sie sich frei im Haus bewegen. Nur die Zimmer meiner Frau dürfen Sie natürlich nicht betreten.“

„Ich verstehe vollkommen. Durchlaucht haben sicher schon alle Vorsichtsmaßregeln getroffen?“

„Selbstverständlich. Ich habe einen neuen Safe hier –“, er zeigte auf den großen Stahlschrank, der ein kleines Messingschild mit dem Namen einer führenden Firma trug. „Draußen vor dem Fenster steht einer der Diener Wache. Ich lasse den Posten jede Stunde ablösen, und Sie werden zugeben, daß es länger als eine Stunde dauert, diesen Schrank zu öffnen.“

Das mußte Bob zugeben. Er war davon überzeugt, daß es selbst mit modernsten Mitteln kaum möglich sein würde, diesen Safe aufzuschweißen.

„Wenn dieser Lord Pembroke glaubt“; daß die Juwelen seiner Frau hier nicht sicher sind, dann braucht er ja nicht zu kommen“, fuhr der Herzog fort. „Ich habe zweihundert Pfund ausgegeben, nur um das Haus mit einer Alarmanlage auszustatten. Außerdem habe ich einen neuen Safe gekauft und überall neue Schlosser einzubauen lassen.“

Er reichte Bob die Hand.

„Also, suchen Sie möglichst unauffällig hier Wache zu halten. Am besten ist es, wenn Sie sich mit dem Butler in Verbindung setzen. Der wird Ihnen nach Kräften helfen.“

Bob folgte der Aufforderung und sprach mit ihm.

„Es gibt vom Park aus nur einen Eingang zur Bibliothek“, erklärte ihm dieser. „Das ist eine kleine Tür, die der Herzog immer benutzt. Außerdem hat die Bibliothek noch zwei andere Türen, die mit neuen Schlossern ausgestattet worden sind. Eine der beiden ist sogar von innen mit einer Stahlplatte versehen.“

„Kann ein Einbrecher nicht auch vom Haus aus in die Bibliothek kommen?“

„Dazu müßte er den Hauptkorridor entlang gehen, und dort halte ich während der Nacht Wache.“

Bob fuhr mit der Hand über das Kinn.

„Sie kennen doch alle Diener seit Jahren?“ fragte er.

„Jeden einzelnen“, entgegnete der Butler prompt. „Sie sind alle hier in der Gegend aufgewachsen, und mit einer Ausnahme waren sie auch dauernd bei dem Herzog im Dienst.“

Es war Bob klar, daß sein Auftauchen in diesem kleinen Dorf sofort die Aufmerksamkeit auf ihn lenken würde. Ein paar Stunden nach seiner Ankunft wußten auch bereits alle Leute, warum er hergekommen war. Der Wirt des kleinen Gasthauses, in dem Bob logierte, hatte versucht, eine Unterhaltung mit ihm

anzufangen, um seine Meinung über den letzten Einbruch im Schloß zu erfahren. Die ganze Gegend sprach noch darüber.

„Man erwartet für nächste Woche eine Anzahl von Damen und Herren zu den Rennen“, sagte der Wirt, während er das Essen servierte. „Ich habe gehört, Sie sollen hier aufpassen, damit nichts gestohlen wird?“

„Ja, da haben Sie ungefähr recht.“

„Aber diesmal können die Einbrecher doch nichts machen. Der junge Mann von der Geldschrankfabrik sagte, es sei unmöglich, den Safe zu öffnen, den er beim Herzog eingebaut habe.“

„Das dürfte auch sehr schwierig sein“, meinte Bob gutgelaunt.

„Mich wundert nur, warum sie den Einbruch ins Schloß überhaupt gemacht haben. Alle Leute im Dorf wußten doch, daß der Herzog nicht dort war, und sogar das Silbergeschirr hatte er zur Bank schaffen lassen. Ich habe mit Mr. Cole, dem Kammerdiener des Herzogs, darüber gesprochen, und der bestätigte mir auch, daß die Kerle verrückt gewesen sein müßten. Sehen Sie, da kommt er gerade“, sagte er, während er zum Fenster hinausblickte.

Bob sah gleichfalls hinaus und bemerkte einen der Diener, den er am Morgen schon im Schloß gesehen hatte. Der Mann mochte etwa dreißig Jahre alt sein. Er war sauber und ordentlich gekleidet, aber sein Gesicht war ausdruckslos, wie man das von einem Kammerdiener nicht anders erwarten konnte.

„Er kommt öfter hierher, um ein Glas Wein zu trinken“, erklärte der Wirt. „Der Herzog hält große Stücke auf ihn, und Cole ist sozusagen seine rechte Hand. Der Mann ist hier in der Gegend geboren und war früher schon bei ihm. Dann ging er sechs Jahre nach Australien. Als sein Bruder kürzlich starb, mußte er hinüberfahren, um dessen Ländereien zu verwalten. Das Vermögen muß aber nicht groß gewesen sein, denn als er wieder nach Windhever kam, hatte er kein Geld. Es war ein großes Glück für ihn, daß der Herzog in dem Augenblick gerade

einen Kammerdiener brauchte und ihm die Stelle gab.“

Bob erhob sich und ging durch die Halle nach dem hinteren Hof. Der Kammerdiener erkannte ihn und legte die Hand an die Mütze. Bob unterhielt sich eine Zeitlang mit ihm und brachte das Gespräch schließlich auf englische Hügel und einzelne Berge, vor allem auf die einzelnen großen Erhebungen in Devonshire.

„Nein, da irren Sie sich“, sagte der Kammerdiener. „Hay Tor ist der höchste Berg in der Gegend, man kann ihn viele Kilometer weit sehen.“

„Ja, von der Spitze hat man eine glänzende Aussicht“, meinte Bob.

Der Kammerdiener zögerte einen Augenblick.

„Oben bin ich nie gewesen“, meinte er. „Aber wenn ich es mir überlege, müssen Sie recht haben.“

Sie sprachen dann noch über Pferde, besonders über Ponys, und auch hier wußte Cole gut Bescheid.

„Mr. Cole, Sie müssen ein Glas Wein mit mir trinken“, sagte Bob und führte den Mann in das Privatzimmer, das er im Gasthaus bewohnte. Trotz des Widerspruchs des Wirtes holte er eigenhändig Flasche und Gläser. Vor der Tür blieb er stehen und reinigte sie noch besonders mit seinem Taschentuch.

„Also, auf Ihre Gesundheit“, sagte Mr. Cole und leerte sein Glas in einem Zug.

Bob nahm ihm das Glas aus der Hand und stellte es sorgfältig auf den Tisch. Dann gingen die beiden in die Gaststube. Später verabschiedete sich Bob von dem Kammerdiener, setzte sich in sein Zimmer und schrieb einen Brief an Douglas Campbell:

Ich glaube, ich habe das Geheimnis gelöst und kann den früheren Einbruch aufklären. Und ich kann auch jetzt schon voraussagen, wie der Einbruch in der Nacht nach dem großen Rennen ausgeführt werden soll. Ich habe von einem Glas einen Fingerabdruck abgenommen, an Hand dessen man in Scotland Yard wahrscheinlich feststellen können wird, daß es sich hier

um einen alten Sträfling handelt. Der Mann heißt Cole und war angeblich sechs Jahre in Australien, und zwar kurz nach der Gefangennahme der Perres-Bande. Allem Anschein nach hat der Herzog keine Ahnung von Coles Vorleben, und das Verbrechen des Mannes ist auch den Dorfbewohnern unbekannt. Er kennt die Gegend von Dartmoor ganz genau, besonders die einzelnen Höhenzüge, und er weiß auch sehr gut Bescheid mit den Ponys der dortigen Gegend. Meiner Meinung nach war er im Gefängnis von Princetown.

Bob Brewer besuchte die Rennen in Goodwood, obwohl dort kaum die Möglichkeit bestand, Verbrecher zu beobachten. Er war fest davon überzeugt, daß die Leute, die es auf die Juwelen im Schloß abgesehen hatten, erst spät in der Nacht ans Werk gehen würden. Als er von den Rennen ins Gasthaus zurückkehrte, fand er ein Telegramm von Douglas Campbell vor.

Habe bedeutende Entdeckung gemacht. Ihre Theorie ist falsch. Fahre heute abend 7.53 Uhr nach Portsmouth. Kommen Sie mit dem Auto herüber und treffen Sie mich um zehn Uhr fünfzehn im Grand-Hotel.

Bob faltete das Telegramm zusammen und ließ den Wirt kommen. „Ich möchte telefonieren, um mir einen Wagen zu mieten“, sagte er. „Ich muß noch nach Portsmouth fahren.“

Um acht Uhr hielt ein Wagen vor der Tür. Bob ließ den Auftrag zurück, daß alle für ihn eintreffenden Nachrichten telefonisch durchgegeben werden sollten. Auch verabredete er mit dem Wirt, daß er ihm den Inhalt der Telegramme, die für ihn kämen, nach Portsmouth durchsagen sollte.

„Es tut mir leid, daß Sie schon fortgehen“, erklärte der Wirt. „Ich dachte, Sie würden wenigstens bis nach dem großen Ball beim Herzog bleiben.“

„Ich glaube nicht, daß meine Anwesenheit hier länger notwendig ist“, entgegnete Bob lachend, „und ich mache Ihnen jetzt ein Geständnis, das nur wenige Detektive in meiner Lage

machen würden: Ich kann Ihnen im Vertrauen sagen, daß ich auf der falschen Spur war.“

Er mußte noch einige Zeit warten, denn er hatte ein Ferngespräch nach London angemeldet. Kurze Zeit darauf läutete das Telefon, und er sprach mit Mrs. Campbell.

„Ich habe ein Telegramm von Ihrem Gatten erhalten, in dem er mir mitteilt, daß er mich in Portsmouth treffen will. Kann das stimmen?“

„Ja, er fährt mit dem Zug 7.53 nach Portsmouth“, erwiderte sie.

Bob legte den Hörer auf, und gleich darauf fuhr er in Richtung Chichester davon.

Um halb zwei war nach dem Ball bereits alles zur Ruhe gegangen, und das Schloß lag in Dunkelheit. Nur vor dem Gartentor der Bibliothek wachte einer der Diener und räusperte sich ab und zu. Um Viertel nach zwei wurde er abgelöst. Kaum war er verschwunden, als ein Mann geräuschlos aus den Sträuchern des Parks hervorkam und auf den Posten zuging.

„Sind Sie es, Cole?“ fragte er leise.

„Ja. Aber machen Sie schnell. In einer Dreiviertelstunde werde ich abgelöst.“

„All right“, brummte der andere.

Er ging an dem Posten vorbei zur Tür, aber als er sich zum Schlüsselloch neigte, um aufzuschließen, legte sich plötzlich ein Arm um seinen Hals, und eine Hand faßte in seine Tasche und nahm die geladene Pistole heraus.

„Wollen Sie sich zur Wehr setzen und Spektakel machen, oder kommen Sie ruhig mit, Soapy?“

„Ich komme mit“, entgegnete der Verbrecher mit philosophischer Ruhe und streckte ohne weiteres seine rechte Hand aus, um sich fesseln zu lassen.

„Sie sind also nicht Cole, sondern Brewer?“

„Erraten, mein Junge. Vor allem werde ich Ihnen erst einmal

alle Nachschlüssel und Dietriche abnehmen, die Sie bei sich haben, ferner den Schlüssel zum Geldschränk und den Schlüssel zu dieser Tür.“

„Ich dachte, Sie wären in Portsmouth?“

„Glauben Sie denn, daß Sie mich mit einem so einfachen Trick hereinlegen können?“

„Aber Sie haben doch mit Mrs. Campbell telefoniert.“

„Ich wußte zufällig, daß Mr. Campbell sowieso nach Portsmouth fahren mußte, und Sie haben es wahrscheinlich auch gewußt. Kommen Sie mit, Soapy. Sie werden wieder ein paar Jahre in Dartmoor sitzen.“

„Die Verbrecher hatten sich die Sache leicht gemacht; der Trick ist schon früher angewendet worden“, erklärte Bob dem Direktor der Versicherungsgesellschaft. „Der erste Einbruch war natürlich nur vorgetäuscht, um die Unzulänglichkeit der Schließer und des Geldschränkes offenbar zu machen. Kurz darauf machte Soapy als Vertreter der Geldschränkfabrik einen Besuch bei dem Herzog und überredete ihn, sein ganzes Haus neu sichern zu lassen.

Der Herzog ist geizig über alle Maßen. Als Soapy ihm daher den Vorschlag machte, ihm einen neuen Geldschränk, neue Schließer an den Türen und neue Sicherungen für zusammen zweihundert Pfund zu liefern, nahm er das Angebot an. Ich kam darauf, weil der Herzog mir erklärte, er hätte zweihundert Pfund für alles bezahlt. Ich wußte aber, daß allein der Safe mindestens das Doppelte wert war. Soapy hatte einen alten Freund im Hause. Er brauchte also nur hinzugehen, die Tür aufzuschließen und den Safe zu öffnen, von dem er natürlich auch die Schließel besaß, da er ihn ja selbst dem Herzog verkauft hatte. Dann konnte er sich mit der Beute davonmachen. Niemand hätte erfahren, wann oder wie der Einbruch verübt wurde. Es war natürlich für Soapy ein glücklicher Zufall, daß Cole Kammerdiener im Hause war.“

„Was hat der Herzog denn dazu gesagt?“ fragte Campbell.

„Er hat furchtbar geflucht, geschimpft und getobt, weil er den besten Kammerdiener dadurch verlor.“

„Ich sage Ihnen ja immer wieder, diese vornehmen Leute sind dickköpfig und schwer von Begriff –“

„Wir wollen uns lieber über meine Spesen unterhalten, die diesmal ziemlich hoch geworden sind!“

# 3

Als Henry Vandersluis den Entschluß faßte, in die führenden Kreise der englischen Gesellschaft vorzudringen, ging er mit derselben Gründlichkeit und Hartnäckigkeit vor wie im Geschäftsleben. Es war ihm gelungen, die großen Vandersluis-Werke zu gründen, den größten Konzern auf dem Gebiet der Möbelindustrie.

Er siedelte mit seinem Vermögen von zwanzig Millionen Dollar nach England über, zeigte gleich eine besondere Vorliebe und Bewunderung für die englische Aristokratie und faßte den festen Entschluß, auch zu ihr zu gehören. Mr. Vandersluis war ein Streber, und die eisige Kälte des englischen Adels schreckte ihn nicht ab, ebensowenig kümmerte er sich um die vielen Zurückweisungen, die er bei seinen Bemühungen erfuhr.

Er kaufte einen wunderbaren Landsitz in Somersetshire, eine Stadtwohnung am Grosvenor Square, einen Rennstall und eine prachtvolle Jacht, die in den Zeitungen als schwimmender Palast bezeichnet wurde.

Die Motorjacht „Oisa“ war hochelegant eingerichtet und schnittig in ihren Umrißlinien. Sie hatte fabelhafte Maschinen, einen ausgezeichneten Kapitän, hervorragende Offiziere und eine gutgeschulte Besatzung. Nur eins fehlte: Die Gäste. Die „Oisa“ war ein Palast mit einem König ohne Hof und Höflinge.

In den wundervollen Kabinen hätten Prinzen wohnen können. Meistens schliefen dort aber die Geschäftsfreunde von Mr. Vandersluis, die gar keine Titel besaßen. An Bord der Jacht befand sich auch ein prachtvoller Empfangssalon. Dort saß Mr. Vandersluis und las die Briefe von den Vertretern der höheren Aristokratie, in denen sie mitteilten, daß sie es tief bedauerten, leider nicht imstande zu sein, seiner freundlichen Einladung zu folgen.

Die große Seglerwoche von Cowes begann. Auf der Reede lagen die wunderbarsten, weißen Privatjachten vor Anker, und

in dem großen Jachtclub ging es hoch her. Jede Jacht, und wenn sie auch noch so klein war, hatte eine Gesellschaft an Bord, nur die „Oisa“ machte eine Ausnahme. Dort befand sich nur Mr. Vandersluis, und er war durchaus nicht in freundlicher Stimmung.

Er stand auf dem Oberdeck der „Oisa“, umgeben von einer Anzahl luxuriöser, aber leerer Decksessel. Neben ihm stand sein Sekretär, ein düster dreinblickender junger Mann, der von morgens bis abends Gummi kaute.

Vandersluis blickte von den anderen Jachten auf sein eigenes Deck, auf dem er sich so einsam fühlte.

„Großartig, finden Sie nicht auch?“ fragte er bitter. „Ich möchte am liebsten eine Kapelle mieten, die Besatzung mit Champagner traktieren und dann zwischen all den anderen Booten umherfahren.“

„Morgen wird es schon anders werden“, entgegnete der Sekretär. „Ich sagte Ihnen ja gleich zu Anfang, es würde einsam und still werden. Warum haben Sie nicht Mr. Smithers und Mr. Jackson eingeladen?“

„Smithers und Jackson sind verreist“, entgegnete Mr. Vandersluis wütend. „Außerdem kann ich diese Leute aus der City nicht leiden. Die reden den ganzen Tag nur darüber, wo sie in London am besten zu Abend speisen können, wie sie die Bank von England hereingelegt haben und dergleichen nebensächliche Dinge. Aber morgen wird es anders“, fügte er mit einem grimmigen Lächeln hinzu. „Morgen kommen die vielen jungen Damen – Sie haben doch einen Extrazug für sie bestellt?“

„Selbstverständlich. Gaba de Vere, Genie Summers, Teddy Bristowe und all die anderen berühmten Stars kommen.“

„So ist es recht“, sagte Mr. Vandersluis. „Man muß erst die Frauen haben, dann bekommt man auch die Männer. Ich wette, wenn die anderen erfahren, daß all die Mädels an Bord sind, müssen wir Extra-Leitern über die Reling legen, damit sie alle

schnell genug heraufkommen können.“

Er sprach zwar durchaus überzeugt, aber er glaubte nicht an seine eigenen Worte. Nachdem er eine Weile auf und ab gegangen war, trat er wieder zu seinem Sekretär.

„Ich dachte, daß die andere Idee auch gut gewesen wäre, George. Ich habe den besten Roulettetisch, den man an Bord einer Jacht finden kann. Meinen Sie, daß das in den Kreisen, auf die es ankommt, bekannt genug ist?“

„Ganz bestimmt“, entgegnete der junge Mann. „Ich habe dafür gesorgt, daß man an Land und auf den anderen Jachten davon spricht.“

„Haben Sie auch die kurze Notiz in die Presse gebracht?“

George nickte und zog einen Zeitungsausschnitt aus seiner Westentasche.

„Hier steht der kleine Artikel.“

Mr. Vandersluis klemmte sein Monokel ins Auge und las.

„Man sollte doch denken, daß das zieht“, sagte Mr. Vandersluis. „Mein Geld ist doch ebensogut wie das anderer Leute. Aber wir locken nur Menschen an, die wir nicht haben wollen. Wer kommt denn da?“

Er zeigte über die Reling auf ein Boot, das direkt auf das Fallreep der Jacht zuhielt.

„Vielleicht ist das endlich mal jemand“, meinte Mr. Vandersluis begeistert.

„Der sieht aber mehr wie ein Büroangestellter aus“, erwiderte der etwas nüchterne George, der wenig Phantasie besaß. „Die Lords tragen keine weißen Flanellhosen und schwarzen Schuhe, wenigstens nicht die Lords, die ich getroffen habe.“

Der Fremde kam mit seinem kleinen Boot längsseits und stieg das Fallreep hinauf. Er grüßte Mr. Vandersluis, indem er den Strohhut abnahm, und zog dann einen Brief aus der Tasche. Mr. Vandersluis drehte das Schreiben nach allen Seiten und las auf der Rückseite. Vereinigte Versicherungsgesellschaften.

„Ach, ist das ein Geschäftsbrief?“ fragte er und riß den

Umschlag auf.

Sehr geehrter Herr!

Ich habe in den Morgenzeitungen zu meiner größten Beunruhigung von den bedeutenden Geldsummen gelesen, die Sie an Bord der 'Oisa' mit sich führen. Ich schicke diesen Brief durch einen besonderen Boten, nicht weil ich Sie stören, sondern weil ich Ihnen helfen möchte. Darf ich Sie bitten, unter diesen Umständen, besonders da Sie gegen Diebstahl bei uns hoch versichert sind, unseren besten Detektiv, Mr. Bob Brewer, bei sich an Bord der Jacht als Gast aufzunehmen? Sicherlich haben Sie schon in Amerika von ihm gehört.

Mr. Brewer hat mir berichtet, daß zur Zeit auf der Insel Wight eine besonders gefährliche Verbrecherbande ihr Unwesen treibt, und er fürchtet, daß der Artikel in der Zeitung die Verbrecher auf den Gedanken bringen wird, Ihnen einen unerwünschten Besuch an Bord abzustatten. Wir haben es so eingerichtet, daß Mr. Brewer morgen zu Ihnen kommt, und zwar in der Verkleidung eines Matrosen, der bei Ihnen an Bord Anstellung findet. Unser Mr. Brown, der dieses Schreiben überbringt, wird Ihnen morgen Mr. Brewer zeigen, das heißt, nur aus der Ferne. Es wäre unserer Meinung nach verkehrt, wenn Sie zusammen an Deck gesehen würden, oder wenn die andere Besatzung etwas davon erfahren sollte. Es freut uns, daß wir Ihnen zu Diensten sein können. Sonderkosten werden hierfür nicht berechnet.

Douglas Campbell.

Mr. Vandersluis faltete den Brief zusammen und betrachtete den Überbringer durch sein Monokel.

„Kennen Sie den Inhalt des Schreibens?“

„Jawohl!“

Der Millionär verzog den Mund.

„Es ist mir unangenehm, Detektive an Bord zu haben“, sagte

er dann. „Meiner Meinung nach bin ich im stande, selber auf meine Wertsachen und mein Geld aufzupassen, aber wenn dieser Mann von der Versicherung an Bord kommen will, habe ich schließlich nichts dagegen. Sie können Mr. Brewer ein Telegramm senden und ihm mitteilen, daß ich ihn erwarte.“

Er rief George herbei.

„Dies ist Mr. Brown. Sorgen Sie dafür, daß er Quartier für die Nacht bekommt. Was wollen Sie trinken?“

„Limonade“, entgegnete der bescheidene und zurückhaltende Mr. Brown.

Mr. Vandersluis stöhnte, denn er hatte fünfzig Kisten besten französischen Sekt an Bord.

Am Abend beim Essen trank Mr. Brown aber doch zwei Gläser Portwein, und unter dem Einfluß des Alkohols redete er frei und offen. Er, George und Mr. Vandersluis waren die einzigen, die bei Tisch saßen, und sie sahen ziemlich verloren in dem großen, prachtvollen Speisesaal aus.

„Die ganze Gesellschaft ist nicht viel wert!“ erklärte Mr. Vandersluis.

„Das ist auch Mr. Campbells Meinung“, erwiderte Mr. Brown. „Er sagt, daß die Gesellschaft –“

„Ich will nicht wissen, was Mr. Campbell sagt“, erklärte Vandersluis. „Er hat kein Recht, sich derartig über die Gesellschaft zu äußern. Erstens gehört er nicht dazu, zweitens ist er der Diener dieser Leute – auch der meine.“

„Das ist es ja gerade, was Mr. Brewer ihm immer sagt“, entgegnete Mr. Brown, der sich nicht im mindesten einschüchtern ließ.

„Brewer? Ach, das ist der Mann, der morgen an Bord kommen soll? Wer ist denn das eigentlich? Ich glaube, daß ich schon von ihm gehört habe.“

„Er ist ein sehr netter, umgänglicher junger Mann“, sagte Brown. „Und er kann in unendlich vielen Verkleidungen auftreten.“

„Ach, den brauchen Sie mir erst gar nicht zu zeigen, den kenne ich unter Tausenden heraus. Diese Detektive haben etwas an sich, das sie schon auf einen Kilometer Entfernung kenntlich macht. Und außerdem ist diese Angst, daß die Verbrecher hier an Bord kommen sollen, doch einfach kindisch. Wie sollten sie das wohl anstellen? Ich habe zwanzig Mann Besatzung, die Heizer eingerechnet, und ich liege einen guten Kilometer vom Ufer entfernt. Und glauben Sie mir, ich kann mit einer Pistole besser umgehen als irgend jemand, der heute abend in Cowes ist.“

„Das glaube ich schon“, sagte Mr. Brown und goß sich noch ein Glas Portwein ein.

„Sie haben alle versucht, mir das Geld abzunehmen – die Bande von Moore und die von O'Donovan. Aber es ist keinem gelungen. Mir hat noch keiner einen Dollar abgenommen, mein Junge, darauf können Sie sich verlassen.“

„Als ich heute an Bord kam“, erklärte Brown schon ein wenig schlaftrig, „dachte ich sofort, das ist ein Mann, dem man nicht einen einzigen Dollar abnehmen kann.“

Mr. Vandersluis sah ihn belustigt an.

„Sie scheinen ja nicht viel vertragen zu können. Es wäre vielleicht doch besser gewesen, wenn Sie Limonade getrunken hätten.“

„Ich bin vollkommen nüchtern“, erwiderte Mr. Brown und versuchte aufzustehen. Aber dann setzte es sich sehr schnell wieder in seinen Sessel und machte ein verdutztes Gesicht.

„Also, setzen Sie sich einmal bequem hin“, sagte Mr. Vandersluis. „George, helfen Sie mir.“

Sie führten Mr. Brown zu einem prachtvollen Klubsessel, dann gingen sie an Deck.

Mr. Vandersluis hatte die Gewohnheit, bis zwölf Uhr nachts an Deck zu bleiben, aber es machte ihm wenig Vergnügen. Von Bord der anderen Jachten hörte er fröhliches Lachen.

Sein Sekretär George legte beim Schein der großen

Decklampen Patience.

Mr. Vandersluis lehnte gerade an der Reling, als ihn plötzlich eine Stimme aus dem Dunkel anrief.

„Jacht, ahoi!“

Es war kurz vor Mitternacht, und Mr. Vandersluis zögerte. Er wußte nicht recht, wie er sich verhalten sollte, denn es war die Stimme einer Dame.

Gleich darauf hörte er sie schon bedeutend näher.

„Helfen Sie mir bitte, ich habe ein Ruder verloren!“

Er sah auf das Wasser hinunter und entdeckte ein kleines Boot. Er rief nicht erst einen Matrosen, sondern eilte selbst hinunter, nahm die Leine, die an der Reling hing und warf sie geschickt nach dem Boot hinüber.

Es war eine Dame in Abendkleidung. Er half ihr auf die untere Plattform des Fallreeps, machte das Boot fest und führte sie an Deck. Im hellen Licht sah er, daß sie jung und schön war. Sie trug ein kostbares Kleid, und ihr Perlenhalsband war ein kleines Vermögen wert. Aber sie schien sehr müde zu sein und sank in einen bequemen Korbsessel.

„Holen Sie etwas Kognak, George“, sagte Mr. Vandersluis, der von dem Abenteuer begeistert war, „oder besser eine Flasche Sekt“, fügte er hinzu, und seine Augen strahlten bei diesem guten Gedanken.

Die junge Dame trank das Glas Sekt in einem Zug aus und sah ihn mit einem dankbaren Lächeln an.

„Es war eine große Torheit von mir. Ich dachte, ich könnte allein zur Jacht meines Vaters zurückrudern. Als ich aus dem Klub kam, war der Matrose nicht im Boot, und so ruderte ich selbst. Ich bin Lady Mary Glendellon, stellte sie sich vor. „Mein Vater ist der Earl von Crouboro.“

„Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen“, erwiderte Mr. Vandersluis heiser und beinahe ehrfürchtig. „Ich hoffte, Ihren Vater zu sehen, aber er hatte leider eine wichtige Verabredung in Wales. Ich wußte nicht, daß er schon zurück

ist.“

„O ja, er ist zurückgekommen. – Ich bin Ihnen sehr dankbar. Sie haben wahrscheinlich mein Leben gerettet. – Es war allerdings nicht recht von mir, ich blieb länger im Klub, als ich eigentlich bleiben sollte. Das heißt, wir waren nicht direkt im Jachtklub“, sagte sie ganz offen, „sondern wir gingen nachher noch zu Lord Bentel. Aber das dürfen Sie meinem Vater nicht erzählen. Dort haben wir Bakkarat gespielt.“

Mr. Vandersluis lächelte höflich und diskret.

„Ach ja, die modernen jungen Damen! Was würde wohl Ihre Großmutter sagen, wenn sie erfähre, daß Sie Bakkarat spielen?“

Sie lachte, und er lachte auch, sie schienen sich gut zu verstehen.

„Ach, hier ist es so schön und bequem! Was haben Sie doch für eine elegante Jacht“, sagte sie und schaute sich begeistert um. „Führen Sie mich doch bitte umher, bevor ich fortgehe.“

Er kam ihrem Wunsch nur zu gern nach, und sie war von allem entzückt.

„Morgen muß ich unbedingt wiederkommen und meinen Vater mitbringen“, erklärte sie, und Mr. Vandersluis holte tief und befriedigt Atem. „Er muß diese Jacht sehen. Sie ist ja herrlich! Und ich will auch die Herzogin von Thacham herbringen, eine sehr vornehme und nette Dame.“

Sie waren wieder zur Tür des Salons gekommen, und die junge Dame war bereits eingetreten, als Mr. Vandersluis einfiel, daß Mr. Brown, der noch in seinem Sessel schlief, gerade keinen sehr vornehmen Eindruck machte. Er gab daher seinem Sekretär, der vorausging, einen Wink, und mit einem kräftigen Ruck schob George den Sessel so weit herum, daß nur die Rückenlehne zu sehen war.

„Dies ist der Gesellschaftssalon.“

Der Tisch war abgeräumt, und Vasen mit duftenden Rosen standen auf der Tafel. Sie ließ sich nieder und legte eine große, seidene Handtasche vor sich hin. Mr. Vandersluis nahm links

von ihr Platz und fürchtete jeden Augenblick, daß dieser unheimliche, betrunkene Mr. Brown zu schnarchen anfangen könnte.

„Es war ein recht aufregender Tag für mich“, seufzte die junge Dame.

„Meinen Sie nicht, daß ich Sie zu Ihrer Jacht zurückrudern lassen sollte?“ fragte Mr. Vandersluis. „Der Earl von Crouboro ist doch sicherlich sehr besorgt um Sie?“

„Ach nein“, entgegnete sie lachend. „Ich glaube, Sie wissen nicht, wie wir zu leben gewohnt sind, Mr. – ach, ich habe Ihren Namen vergessen.“

„Vandersluis.“

„Ja, es war ein kolossal aufregender Tag.“ Sie zählte ihre Abenteuer auf. „Erstens wäre ich fast auf dem Meer verlorengegangen, dann habe ich tausend Pfund im Bakkarat gewonnen, und schließlich wurde mir beinahe mein Perlenhalsband gestohlen.“ „Was, die kostbare Kette?“

„Ja. Haben Sie noch nichts davon gehört? Es treiben sich zur Zeit entsetzliche Leute in Cowes herum. Ich glaube, es sind amerikanische Verbrecher. Eine ganz gemeine Bande, zwei Männer und eine Frau. Wissen Sie denn nichts davon?“

Mr. Vandersluis wußte nichts, aber er nickte. Er hatte es sich zur Regel gemacht, alles zu wissen, was in der Welt vorging und was die Welt wußte, selbst wenn er keine Ahnung davon hatte.

„Und diese entsetzliche Frau selbst – wie heißt sie doch gleich? Perlen-Sara! Ist das nicht ein lächerlicher Name?“

„Ach ja, ich habe schon von ihr gehört“, sagte Mr. Vandersluis. „Wie hat sich denn die Sache zugetragen?“ „Sie kam heute morgen an Bord“, sagte Lady Glendellon, „und gab vor, von mir als Zofe engagiert worden zu sein. Ich war gerade an Land, und da ich tatsächlich ein junges Mädchen engagiert hatte, stellte auch niemand weitere Fragen an sie. Man zeigte ihr meine Kabine, und wenn unser Obersteward nicht auf der Hut gewesen wäre, hätte sie mir meinen ganzen Schmuck geraubt.“

Aber der Mann zwang sie, die Kabine zu verlassen, und sie konnte nicht ein einziges Schubfach öffnen, bis ich zurückkehrte.“

„Da hatten Sie aber wirklich Glück. Ist die Perlen-Sara denn entkommen?“ Lady Glendellon nickte.

„Sie ging unter irgendeinem Vorwand an Land und ließ sich nicht wieder sehen. Die Sache hat mich ziemlich in Aufregung versetzt.“

Mr. Vandersluis versuchte die Unterhaltung fortzusetzen, aber das junge Mädchen schien zerstreut zu sein.

„Würde wohl einer Ihrer Leute mich ans Ufer rudern?“ fragte sie schließlich.

„Ans Ufer?“.

Sie nickte.

„Ach, es ist geradezu wie ein Fieber“, sagte sie und lachte vergnügt. Dann steckte sie die Hand in ihre Tasche und holte einen Stoß Spielkarten und ein großes Paket Banknoten heraus.

Mr. Vandersluis wußte nicht, was er sagen sollte.

„Aber Sie wollen doch nicht etwa das Geld verspielen?“ fragte er.

„O nein!“ entgegnete sie selbstbewußt. „Ich habe in den letzten zwölf Monaten dauernd gewonnen.“

„Nun, wenn Sie durchaus Bakkarat spielen wollen, können Sie auch mit mir spielen“, sagte Mr. Vandersluis. „Ich habe nicht die Absicht, Ihnen Ihr Geld abzunehmen“, fügte er hinzu, als er sah, daß sie zögerte.

„Bitte, sagen Sie doch so etwas nicht“, bat sie. „Wenn Sie wollen, will ich gern mit Ihnen spielen, aber Sie dürfen meinem Vater nichts davon erzählen.“

Sie spielten, und Mr. Vandersluis gewann ein Spiel nach dem anderen. Der Haufen Geldscheine, den sie vor sich auf den Tisch gelegt hatte, wurde immer kleiner. Vandersluis überlegte sich schon, unter welchem Vorwand er ihr später das Geld zurückgeben könnte. Andererseits war er froh, daß er nun

wirklich mit den führenden Kreisen der Aristokratie in Berührung gekommen war. Jeder Eingeweihte wußte, daß der Earl von Crouboro sehr großen Einfluß besaß und daß man mit einer Einführung bei Hofe rechnen konnte, wenn man ihn zum Freund hatte. Als sie das vor sich liegende Geld verspielt hatte, holte sie aus ihrer Handtasche ein neues Bündel Banknoten hervor.

„Das habe ich alles gewonnen, Sie können es mir also ruhig wieder abnehmen. Das hier ist meine Bank, und ich setze zweitausend Pfund.“

„Einverstanden“, erwiderte Mr. Vandersluis höflich und verlor den Satz.

Er gewann zwischendurch, aber im allgemeinen verlor er, sie spielten fast eine Stunde lang. Er schickte seinen Sekretär nach dem Geldschrank, und George brachte ein Bündel Hundertpfundnoten, die langsam dahinschwanden.

Mr. Vandersluis wurde es heiß und kalt. Es war ein großer Unterschied, ob man von einer jungen Dame große Summen gewann und ihr das Geld wieder zurückgeben wollte, oder ob man selbst große Summen beim Spiel zusetzte.

„Machen Sie das Fenster auf“, rief Mr. Vandersluis seinem Sekretär zu. „Es ist furchtbar heiß hier. Und bringen Sie mehr Geld.“

Das Geld kam. Als er die Hälfte davon verloren hatte, sah Lady Mary plötzlich auf ihre Armbanduhr und stieß einen leisen Schrei aus.

„Ach, es ist schon Viertel nach zwei“, sagte sie und steckte die Banknoten, die vor ihr lagen, in die Tasche. „Jetzt muß ich aber gehen.“

Ein Licht glitt draußen vorbei. Sie sprang auf und schaute hinaus. „Ach, das ist ja die Jacht meines Vaters. Er muß gehört haben, daß ich hier bin. – Gute Nacht, Mr. Vandersluis, ich werde Ihnen morgen einen Besuch machen.“

Mr. Vandersluis schwitzte heftig, er hatte schwer verloren und

reichte ihr gezwungen lächelnd die Hand.

„Wollen Sie mir nicht erst noch gute Nacht sagen?“ fragte Mr. Brown, der plötzlich vor der Tür stand. Er hatte die Hände in den Taschen und lächelte zufrieden.

Die junge Dame runzelte die Stirn.

„Wie bitte?“ entgegnete sie kühl.

„Wollen Sie mir wirklich nicht guten Abend sagen, Sara?“ fragte Bob Brewer. „Es ist zwar schon viele Jahre her, daß wir uns das letztemal trafen, aber sicherlich erinnern Sie sich noch an den Abend, an dem ich Sie gefangennahm, weil Sie James, H. Seidlitz vollkommen ausplünderten?“

„Ach, Sie belästigen mich“, erwiderte sie. Dann sprang sie wie der Blitz zum Fenster und rief etwas hinaus.

„Ach, machen Sie sich keine Sorge wegen Ihrer Komplizen“, meinte Bob. „Draußen wartet ein Polizeiboot auf Sie; seit Sie an Bord kamen.“

„Was hat denn das alles zu bedeuten?“ fragte Mr. Vandersluis atemlos. „Ist sie denn nicht die Tochter des Earls von Crouboro?“

„Ich weiß nichts von dem Privatleben des Earls“, entgegnete Bob. „Aber wenn sie tatsächlich seine Tochter sein sollte, so weiß er noch nichts von seinem Glück.“

## 4

„Warum gehen die Leute überhaupt nach Ostende?“ fragte Bob Brewer den Generaldirektor der Vereinigten Versicherungsgesellschaften ärgerlich.

Douglas Campbell schüttelte den Kopf.

„Ja, warum tun die Leute das! Weil ein anderer es auch tut! Ostende mag ich übrigens persönlich auch sehr gern. Ich liebe das Meer, den Strand, die Hotels; und ich sitze gern im Kursaal und höre dem Orchester zu.“

„Es kommt gar nicht darauf an, was Sie lieben“, erklärte Bob. „Ich frage Sie nur, warum andere Leute dorthin gehen, die genug Geld haben, um es mit vollen Händen auszugeben?“

„Nun, es gibt doch mancherlei Vergnügungen in Ostende. Da sind zum Beispiel die Spielbanken, wo man Geld gewinnen oder verlieren kann, je nachdem ob man Glück hat. Und man kann dort gut essen. Frische Hummer sind eine Spezialität von Ostende. Ich habe Ihnen ein Zimmer in einem kleinen, nicht allzu teuren Hotel in der Nähe des Hafens reservieren lassen.“

„Das können Sie sofort wieder abbestellen. Wenn ich überhaupt nach Ostende gehen soll, dann nehmen Sie für mich eine Luxuswohnung im ‚Splendid‘. Soviel ich weiß, ist es das komfortabelste und beste Hotel am Platz.“

„Aber, guter Freund, es liegt doch nichts Besonderes vor“, entgegnete Mr. Campbell verzweifelt. „Sie sollen drüben nur die Leute beobachten. Es handelt sich nicht um einen besonderen Fall. Sie haben sozusagen Ferien. Die Direktoren unserer Gesellschaft wollen Ihnen auch einmal ein paar angenehme Tage gönnen, so daß Sie sich dort etwas erholen können. Wenn Sie natürlich sehen, daß ein Mann einem unserer Klienten die Nadel aus der Krawatte stiehlt, haben Sie die Verpflichtung, ihm das auszureden.“

„Also schön, ich fahre mal hinüber und schau mir den Betrieb an; aber ich protestiere dagegen, daß ich an dieser verdammt

heißen Küste sitzen und mir die Sonne auf die Nase brennen lassen soll, daß sie sich häutet. Wie gesagt, besorgen Sie mir die Luxuszimmer im Hotel Splendid.“

„Könnten Sie nicht als ein netter, ruhiger Tourist hingehen?“ fragte Mr. Campbell ängstlich, „Dann brauchen Sie doch nicht so viel Geld auszugeben. Das paßt doch auch gar nicht zu Ihrer Rolle.“

„Wenn ich schon eine Rolle spiele, dann gehe ich als Millionär. Das liegt mir bedeutend besser.“

In Wirklichkeit aber wohnte Bob im Hotel Desthermes, das lange nicht so teuer war wie das Splendid. Am ersten Tag machte er einen Ausflug in die Umgebung. Abends hörte er sich im Kursaal ein Konzert an, dann ging er in die Spielsäle, die ihn sehr interessierten, und besuchte ein paar Cafes in der Hoffnung, irgendwelche Leute zu finden, die die Polizei suchte. Aber in dieser Beziehung hatte er kein Glück.

Am nächsten Morgen herrschte prachtvolles Wetter, und Ostende erschien ihm so schön und herrlich wie noch nie, als er in den sonnigen Tag hinaustrat und durch die Kuranlagen schlenderte.

Nach dem Frühstück machte er einen Besuch auf dem Polizeipräsidium. Der Beamte, den er dort traf, begrüßte ihn herzlich, denn sie hatten vor dem Krieg zusammen in New York gearbeitet.

„Nein“, erklärte der Polizeichef, „zur Zeit sind keine verdächtigen Charaktere in der Stadt. Wir beobachten die Dampfer sehr sorgfältig, wie es auch die englische Polizei jenseits des Kanals tut.“

Lew Simmons ist durch die Kontrolle gekommen, aber ich erkannte ihn, ließ ihn in Haft nehmen und schickte ihn mit dem nächsten Dampfer wieder zurück. Ein paar Verbrecher, die von Paris über Brüssel hierherkamen, habe ich gleich am ersten Tag ihres Aufenthalts fassen können. Sie sitzen jetzt im Gefängnis

von Gent, weil sie mit gefälschten Pässen gereist sind. Nein, Monsieur Brewer, in Ostende ist es zur Zeit ruhig.“

„Hm! Es ist mir ein wenig zu ruhig“, erwiderte Bob. „Ist übrigens nicht Teddy Bolter in Belgien?“ Der Polizeichef nickte.

„Das ist aber ein Mann, der sich gebessert hat. Er hat jetzt eine amerikanische Bar in der Rue Petit Leopold.“

„Ich werde Teddy einmal besuchen“, sagte Bob.

Mr. Bolter war ein unersetzer, breitschultriger Mann in mittleren Jahren.

„Sieh da, der Mr. Brewer“, sagte er und begrüßte den Detektiv herzlich, indem er ihm die Hand über den Schanktisch reichte. „Es geschehen also auch heute noch Wunder. Wollen Sie etwas Alkoholfreies haben, Mr. Brewer, oder soll ich Ihnen einen netten Bronx-Manhattan oder einen Martini mixen?“

„Ein Martini wäre nicht schlecht“, meinte Bob. „Nun, wie geht es, Teddy?“

„Ach, ganz gut. Ich führe ein anständiges, ordentliches Leben“, entgegnete Teddy langsam und mit besonderer Betonung. „Ich hoffe so viel Geld zu sparen, daß ich mir eine nette, kleine Villa in St. Jean de Luz leisten kann. Dort kann ich dann später meinen blondlockigen Enkelchen die bewegten Abenteuer meines früheren Lebens erzählen.“

„Das muß ja entzückend sein! Großartige Aussichten, Teddy! Ich sehe Sie schon im Geist auf der Terrasse Ihres kleinen Schlößchens im goldenen Sonnenschein. Sicherlich erzählen Sie dann die Geschichte, wie Sie in die Bank von Detroit einbrachen und den Wachmann erschossen. Das war allerdings ein böses Abenteuer!“

„Ja, das gehört jetzt aber alles der Vergangenheit an. Ich bin wirklich 'ne ehrliche Person geworden, Mr. Brewer, und ich würde viel darum geben, wenn ich mein Leben noch einmal von vorn beginnen könnte.“

„Das wird Ihnen wohl kaum beschieden sein. Warum machen Sie sich also deshalb große Kopfschmerzen? – Ist jemand von

den Jungens hier?“

„Was meinen Sie damit?“ fragte Mr. Bolter erstaunt. „Sie meinen doch nicht etwa –? Ich bin seit Jahren nicht mit solchen Leuten zusammengekommen; nur einmal hatte ich einen Südländer als Barmann, der hat die Kasse ausgeraubt und ist dann nach Holland geflohen.“

„Herzliches Beileid. Das war wohl eine neue Erfahrung für Sie, daß andere Leute Ihnen mal etwas genommen haben.“

Mr. Bolter überhörte die Bemerkung.

„Nein“, sagte er und wischte energisch den Schanktisch ab, „mit den Geschichten hab ich nichts mehr zu tun. Ich habe hier eine ganz nette Anzahl von Stammkunden, und die Trainer und Jockeys verkehren auch in meinem Lokal. Dadurch weiß ich allerhand über Pferde und dergleichen. Wollen Sie während der Rennen hier in Ostende bleiben, Mr. Brewer?“

„Das weiß ich noch nicht genau. Ich kann mich nicht festlegen.“

„Sind Sie geschäftlich hier?“

„Ja, ich mache zum Vergnügen auch Geschäfte, oder ich mache mir ein Vergnügen aus dem Geschäft, das ist alles dasselbe“, erklärte Bob. „Aber wenn ich hierbleiben sollte, komme ich noch mal zu Ihnen und lasse mir einen Tip für die Rennen geben.“

„Da brauchen Sie gar nicht erst wiederzukommen“, sagte Teddy eifrig. „Ich kann Ihnen jetzt schon sagen, welches Pferd das große Hindernisrennen machen wird. Es ist Thotis. Der Gaul wurde extra von England hierhergebracht. Er gehört Mr. Mandle Jones.“

Bob war schon auf dem Weg zur Tür, aber als er diesen Namen hörte, drehte er sich wieder um. Mandle Jones war ein junger Mann, der das Geld mit vollen Händen hinauswarf und auch häufig Geld verlor.

„Ich möchte Ihnen auch einmal einen Gefallen tun“, fuhr Teddy fort, aber Bob machte eine abwehrende Handbewegung.

„Wirklich?“ fragte er ruhig. „Meiner Meinung nach müssen doch gerade Sie nicht sehr gut auf mich zu sprechen sein.“

„Wir wollen Vergangenes vergangen sein lassen“, sagte Teddy kurz. „Sie haben damals nur Ihre Pflicht getan, und ich bin nicht ein Mann, der anderen lange etwas nachträgt. Glauben Sie es mir nur. Ich gebe Ihnen den guten Rat, auf Thotis zu setzen. Das Pferd ist heute morgen mit dem Dampfer angekommen, und wenn es das Rennen nicht gewinnt, will ich nicht Bolter heißen.“

„Na gut, ich will es mal auf Ihren Rat hin wagen“, sagte Bob und verließ das Lokal.

Er kehrte in sein Hotel zurück, wo er ein Telegramm vorfand:  
„Dringend. Fahre nach Ostende – holen Sie mich heute nachmittag am Dampfer ab.“

Bob war pünktlich am Kai, als die ‚Prinzessin Clementine‘ anlegte.

„Willkommen in Ostende“, sagte Bob, als Douglas-Campbell ihm entgegenkam. „Sie sind gerade zur rechten Zeit gekommen, um Geld zu verdienen. Ich habe einen großartigen Tip für die morgigen Rennen.“

Mr. Campbell sah ihn an.

„Sie meinen doch nicht etwa Thotis?“ fragte er, und Bob starrte ihn etwas erstaunt an.

„Sie haben wohl die Sportzeitungen gelesen, daher sind Sie so gut im Bilde. Was wissen Sie denn über Thotis?“

„Nichts“, erklärte Campbell. „Ich bin mit dem Besitzer des Pferdes herübergekommen, und ich möchte Sie mit ihm bekannt machen. Bleiben Sie einen Augenblick hier stehen.“

Der Besitzer des Rennpferdes war ein junger, elegant gekleideter Mann.

„Hallo, Campbell“, sagte er. „Ich dachte, ich hätte Sie verloren.“

„Ich möchte Ihnen Robert Brewer vorstellen“, sagte

Campbell. Nachdem sie ein paar allgemeine Redensarten miteinander gewechselt hatten, ging er zur Zollabfertigung, wohin sein Diener bereits das Gepäck getragen hatte.

„Nun, warum sind Sie hergekommen?“ fragte Bob.

Campbell erklärte es ihm erst, als sie das Hotel erreicht hatten.

„Bob“, begann er, „ich habe Ihnen schon oft von den Dummheiten vornehmer Leute erzählt.“

„Ja, schon viel zu oft“, entgegnete Bob.

„Ich habe gestern entdeckt, daß eine der uns angeschlossenen Firmen eine Versicherung abgeschlossen hat, die einfach unglaublich ist und an Wahnwitz grenzt. Daß ein Mitglied der Gesellschaft eine Versicherung hereinlegt, ist wirklich etwas Unerhörtes.“

„Um Himmels willen!“ sagte Bob. „Sie meinen doch nicht etwa den jungen Mr. Mandle Jones?“

„Doch, eben den“, entgegnete Mr. Campbell. „Er ist zwar nicht aus einer alten und vornehmen Familie, aber er ist sehr reich und versteht es, Geld auszugeben. Hören Sie einmal gut zu.“

Er nahm sein Notizbuch aus der Tasche.

„Dies sind die hauptsächlichsten Punkte der Versicherung, die der Mann mit uns abgeschlossen hat. Wir übernehmen es, all sein persönliches Eigentum gegen Diebstahl und Raub zu versichern, ganz gleich, wo ihm diese Gegenstände abgenommen werden. Ebenfalls versichern wir ihn gegen Betrug und betrügerische Übervorteilung. Der Generalagent, der diese Versicherung einging, hat natürlich seine Stellung verloren, und der Direktor der betreffenden Gesellschaft muß seinen Posten aufgeben. Der Vertrag hat noch sechs Monate Gültigkeit. Bisher wurde der junge Jones von der Gesellschaft überwacht, die den Vertrag mit ihm abschloß, aber jetzt sind die Vertragsverpflichtungen auf uns übergegangen, weil wir diese Firma aufgekauft haben.“

„Nun, und worauf läuft die Sache hinaus?“

„Mandle Jones hat in seinem Leichtsinn dreißigtausend Pfund in englischen Banknoten nach Ostende mitgenommen, um sie auf sein Pferd zu setzen, von dem wir eben sprachen.“

„Meiner Meinung nach kann er dabei aber nur sehr wenig gewinnen. Und wenn er tatsächlich beim Wetten verliert, müssen wir ihn doch nicht dafür entschädigen.“

„Wir haben ihn versichert gegen betrügerische Übervorteilung, und ich bin überzeugt, daß sie ihm das Geld schon durch irgendeinen Trick abnehmen werden. Leute, die etwas von der Materie verstehen, haben behauptet, daß sein Pferd überhaupt nicht geschlagen werden kann.“

„Ich werde mich einmal mit ihm unterhalten“, erwiderte Bob nach kurzer Überlegung. „Ich bin wirklich neugierig geworden.“

„Sprechen Sie heute abend im Hotel mit ihm. Ich habe ihn zum Essen eingeladen.“

Mr. Mandle Jones kam auch zum Essen, aber er war schlechter Stimmung und bedauerte allem Anschein nach, daß er die Einladung angenommen hatte.

„Ich kann heute abend nicht lange bleiben, und ich weiß auch nicht, warum Sie ausgerechnet mit nach Ostende kommen mußten“, sagte er zu Campbell. „Verzeihen Sie, daß ich so offen bin. Meiner Meinung nach war es gerade nicht sehr höflich von Ihrer Gesellschaft, sich in meine Angelegenheiten zu mischen, als ob man mir in Gelddingen nicht trauen könnte.“

„Mr. Jones“, entgegnete Campbell ernst, „ich war ein Freund Ihres Vaters. Sie werden also verstehen, daß ich die Interessen seines Sohnes vertreten möchte.“

Mr. Jones lachte.

„Na, und tun Sie das etwa nicht? Ich habe mit Ihrer Gesellschaft einen Vertrag geschlossen – die Einzelheiten habe ich allerdings vergessen, aber ich glaube doch, daß ich gegen alle Verluste versichert bin, die ich durch Pferderennen erleiden kann.“

„Aber Sie können doch überhaupt nichts verlieren“, meinte Bob, „wenn alles, was ich von Ihrem Pferd gehört habe, wahr ist. Auf der anderen Seite begreife ich nicht, wie Sie etwas gewinnen wollen.“

„Wieso?“ fragte Jones unangenehm berührt.

Bob zuckte die Schultern.

„Sie wissen doch sicher, wie Gewinn und Verlust beim Totalisator berechnet werden. Das vereinnahmte Geld wird unter die Gewinner verteilt, nachdem zehn Prozent davon abgezogen sind. Nehmen wir einmal an, daß Sie dreißigtausend Pfund setzen wollen.“

„Sie scheinen ja alles genau zu wissen“, sagte Jones und grinste.

„Außer Ihnen setzen vielleicht noch andere Leute zusammen zwanzigtausend Pfund. Das sind im ganzen fünfzigtausend Pfund – weniger zehn Prozent macht fünfundvierzigtausend Pfund, die auf die Gewinner verteilt werden. Sie können dann höchstens einen Gewinn von zehntausend Pfund machen.“

„Das ist mir vollkommen klar“, erwiderte Mr. Jones liebenswürdig. „Deshalb setze ich ja auch gar nicht am Totalisator.“

„Aber welcher Buchmacher würde denn eine Wette von Ihnen annehmen?“ sagte Bob.

„Burgen & Brock“, entgegnete der andere prompt. Bob notierte sich sofort die Firma. „Ich habe schon mit den Leuten verhandelt. Die nehmen eine Wette 4 : 1 an. Was sagen Sie dazu?“

„Das müssen tatsächlich Menschenfreunde sein, die anderen Leuten Geld schenken.“

Als Mr. Jones den Speisesaal verlassen hatte, erhob sich Bob. „Campbell, ich will einmal ein paar Erkundigungen einziehen. Die Buchmacher nehmen Wetten in diesem Verhältnis doch gar nicht an. Da ist etwas nicht in Ordnung.“

Er wandte sich zunächst an den Hotelportier, der ihm in allen

Dingen Auskunft geben konnte.

„O ja, ich kenne Burgen & Brock. Es ist die älteste Firma, die sich mit Rennwetten befaßt.“

„Sind die Leute ehrlich?“ fragte Bob geradeheraus.

„Vollkommen. Die Firma hat die allerbeste Kundschaft – sehr viele englische Adlige, die nach Ostende kommen. Mr. Burgen starb vor einiger Zeit; Brock führt das Geschäft weiter.“

Bob schlenderte durch die Spielsäle im Kurhaus und fand dort mehrere englische Sportgrößen, unter anderem sprach er auch mit Lord Tathington.

„Brock führt das Geschäft nach dem Tod seines Partners weiter“, erklärte der Lord, „und er ist wirklich ein anständiger Geschäftsmann. Aber warum fragen Sie? Wollen Sie eine Wette mit der Firma abschließen?“

„Nein. Wo ist denn die Firma?“

„Brock hat ein Büro in Brüssel, aber er kommt zu jedem Rennen entweder persönlich herüber, oder er schickt seinen Vertreter.“

Bob sah auf die Uhr. Er hatte noch zehn Minuten Zeit, um den Nachzug nach Brüssel zu erreichen.

Mitten in der Nacht traf er in der belgischen Hauptstadt ein.

Am nächsten Tag, an dem auch die Rennen stattfanden, sah Douglas Campbell den Detektiv zur Mittagszeit wieder. Der Direktor fühlte sich nicht ganz wohl, er hatte so eine Ahnung, daß er das Geld verlieren würde.

„Nun, was haben Sie entdeckt?“ fragte er.

„Sehr viel. Haben Sie schon einmal Nachforschungen über Buchmacher um drei Uhr morgens angestellt, obendrein in einer fremden Stadt? Wenn ich mich nicht sehr täusche, gehört Mr. Jones zu diesen etwas naiven Gemütern, die von ihrer eigenen Unfehlbarkeit völlig überzeugt sind und keinem anderen etwas zutrauen.“

Campbell nickte.

„Ja, das glaube ich auch.“

„Aber ich halte es jetzt für zu spät, ihn noch zu bekehren“, meinte Bob. „Vor allem müssen Sie mir versprechen, alles zu tun, was ich später sage.“

„Sie werden doch sein Pferd nicht vergiften?“ fragte Campbell.

„Nein. Das Pferd selbst ist sehr gut bewacht, und es besteht wohl kaum eine Möglichkeit, an das Tier heranzukommen. Ich habe mich nach diesen Dingen sehr sorgfältig erkundigt.“

„Aber was soll denn das heißen, daß ich alles tun muß, was Sie mir sagen?“ fragte Douglas Campbell etwas bedrückt.

„Sie müssen jeden Vorschlag, den ich mache, unbedingt annehmen. Wenn Sie fertig sind, wollen wir zur Rennbahn gehen.“

Das Rennen war sehr stark besucht, und sie hatten große Mühe zum Sattelplatz zu kommen. Die Nummern für das erste Rennen wurden gerade hochgezogen, als sie Mandle Jones entdeckten, der sie auch gesehen hatte und ihnen aus dem Weg gehen wollte. Aber Bob trat dem jungen Mann in den Weg.

„Mr. Jones, ich möchte einen Vorschlag machen.“

„Los, sagen Sie, was Sie wollen.“

„Zunächst möchte ich Ihnen einmal erklären, daß ich Detektiv bin. Es gehört daher zu meinem Beruf, Fragen zu stellen. Wollen Sie auf Ihr Pferd wetten? Und zahlen Sie das Geld in bar?“

Jones runzelte die Stirn und zögerte.

„Ja“, sagte er dann kurz. „Ich habe das Geld mitgebracht.“

„In Tausendpfundnoten?“

Jones nickte.

„Warum fragen Sie danach?“

„Wollen Sie mir einen großen Gefallen tun? Setzen Sie auf Ihr Pferd nicht eher, als bis es zum Startplatz geführt ist.“

„Darauf können Sie sich todsicher verlassen“, sagte Jones lächelnd. „Ich wette erst dann, wenn ich sehe, daß das Pferd

auch sicher am Rennen teilnimmt.“

„Das wäre das erste Versprechen, das Sie mir machen. Also, man hat Ihnen eine Wette von 4 : 1 angeboten. Kommt es Ihnen nicht merkwürdig vor, daß Ihre Buchmacher auf eine derartig hohe Quote eingegangen sind?“

„Doch. Es ist natürlich auch ein Glücksspiel für die Leute. Wollen Sie sonst noch etwas von mir?“

„Das erzähle ich Ihnen später.“

Die Menschenmenge strömte nach dem Vorrennen auf den Sattelplatz und wartete geduldig, bis die Gewinnquote bekanntgegeben wurde.

Bob sah mit Interesse, daß Thotis von den Buchmachern 2 : 1 gehandelt wurde, höchstens 5 : 2. Er trat in die Nähe des jungen Mannes, der in der Reihe der anderen Buchmacher stand und die Firma Burgen & Brock vertrat.

Gleich darauf sah er Mr. Mandle Jones auf sich zukommen; er faßte Campbell am Arm und trat mit dem Direktor näher. Die Pferde verließen den Sattelplatz. Mr. Jones hatte sein Versprechen gehalten.

„Halten Sie mich jetzt nicht auf“, sagte der junge Mann. „Wenn Sie mir etwas sagen wollen, dann tun Sie es so schnell wie möglich.“

„Also hören Sie. Burgen & Brock bieten Ihnen eine Wette von 4 : 1 an, Mr. Campbell bietet Ihnen 5:1.“

Den Widerspruch, den Mr. Campbell erhob, hörte man bei dem Lärm nicht. Mandle Jones zögerte. „Aber Sie sind doch kein Buchmacher.“

„Zweifeln Sie daran, daß Mr. Campbell Ihnen den Gewinn auszahlen wird?“ fragte Bob.

„Nein.“

Jones sah über Bobs Schulter zu dem wartenden Vertreter von Burgen & Brock.

„Nun, schließen Sie die Wette ab?“ fragte Bob.

Mr. Mandle Jones überlegte kurz. Der Vorteil war nur zu klar.

„Gut, ich schließe ab.“

Bob streckte die Hand aus und zählte dann die dreißigtausend Pfund nach, die er von Jones bekam.

„Also, die Wette steht hundertfünfzigtausend zu dreißigtausend“, sagte Mr. Jones.

Douglas Campbell war starr vor Schrecken und vermochte nichts zu sagen.

Aber Bob war um so eifriger.

„Ja, das haben Sie ganz richtig verstanden.“

Er packte Campbell am Arm und führte ihn zu den Tribünen. Der Direktor war außer sich. Erst nach einer Weile faßte er sich.

„Aber – aber, Sie sind ja verrückt!“ stieß er keuchend hervor. „Um Himmels willen, wir müssen ihn doch auszahlen, wenn der Gaul gewinnt! Brewer, Sie haben mich ruiniert!“

„Immer mit der Ruhe!“ erwiderte Bob. „Sehen Sie sich lieber die hübschen Pferde an, die drüben am Start in einer Reihe stehen. Ah, jetzt geht's los!“

Zehn Pferde schossen vorwärts. Bob beobachtete das Rennen durch sein Glas, und nach kurzer Zeit wußte er, daß das Schlimmste eingetreten war. Thotis war dem Feld zwei Längen voraus. Das Pferd führte von Anfang bis zu Ende und gewann den Schlußgalopp mit sechs Längen.

„Setzen Sie sich, Mr. Campbell“, sagte Bob freundlich. „Ich fürchte, Sie haben einen ziemlichen Schrecken bekommen.“

Campbell schüttelte nur hilflos den Kopf. Mr. Jones stürzte triumphierend auf sie zu.

„Sehen Sie, daß mein Pferd gewonnen hat? Campbell, alter Sportsmann, Sie sind ja ein tüchtiger Buchmacher! Also, nun schreiben Sie mir einen Scheck über hundertfünfzigtausend Pfund aus.“

„Seien Sie nur nicht zu hitzig, junger Mann“, entgegnete Bob.

„Was meinen Sie denn?“ fragte Mr. Jones argwöhnisch.

„Der Jockey, der Ihr Pferd ritt, ist ein Freund von Teddy Bolter, und den kenne ich genau. Sie haben allerdings von dem

dunklen Ehrenmann noch nicht viel gehört, aber der verdient sein Geld, indem er reichen Leuten das Geld abzapft.“

„Ich will jetzt von Ihnen keinen Vortrag über Jockeys hören“, rief Mr. Jones ärgerlich.

„Kommen Sie mit, Brewer“, sagte Douglas Campbell, der endlich die Sprache wiedergefunden hatte. Aber er sprach zerknirscht und kleinlaut. „Mr. Jones, ich werde Ihnen den Scheck ausstellen. –“

Ein Mann kam in vollem Lauf von der Waage her und rief etwas.

„Hallo, was ist los?“ fragte Jones.

„Ich glaube, Ihr Pferd ist disqualifiziert worden, weil es nicht das richtige Gewicht hatte“, erklärte der Detektiv. „Ich würde mich an Ihrer Stelle mal danach erkundigen.“

Mr. Jones lief zur Waage, wo man ihm mitteilte, daß Thotis disqualifiziert worden war. Eins der Bleigewichte, das man in die Satteltaschen gelegt hatte, um das Gewicht des Jockeys auszugleichen, war auf geheimnisvolle Weise verschwunden.

Später am Nachmittag fand man das Bleigewicht auf einem entfernten Teil der Rennbahn, wohin es der Jockey während des Rennens geworfen hatte. Er mußte es aus der Tasche gezogen haben, während er zum Schein seine Sporen zurechtrückte.

„Gestern abend bin ich noch nach Brüssel gefahren“, erklärte Bob auf dem Rückweg zum Hotel. „Dort erfuhr ich, daß das Geschäft von Burgen & Brock zu Anfang des Jahres für fünftausend Pfund an Mr. Bolter verkauft worden ist. Bolter selbst arbeitet nicht in der Firma mit. Er hatte andere Absichten. Früher oder später würde ihm doch ein reicher Kunde, durch die traditionelle Ehrbarkeit der Firma angelockt, ins Garn gehen. Auch hatte Bolter Mr. Jones erst auf die Idee gebracht, sein Pferd in diesem Rennen einzusetzen. Er hat immer ein oder zwei Leute, die für ihn tätig sind und ihm die nötigen Nachrichten vom Training der Pferde übermitteln. Es war also leicht für ihn,

an Jones heranzutreten und ihm diese glänzende Wette anzubieten. Wenn ich nicht im letzten Augenblick dazwischengekommen wäre, hätte Bolter jetzt die dreißigtausend Pfund eingesteckt, denn die wären ihm durch die Disqualifizierung des Pferdes ohne weiteres zugefallen. Aber nun werden wir dem jungen Mann das Geld zurückgeben.“

„Ja“, sagte Mr. Campbell, „das wollen wir.“

„Diesmal haben wir beide nichts bei der Sache verdient, aber wir haben ein gutes Werk getan und Sie haben drei aufregende Minuten erlebt, die Sie nie vergessen werden.“

„Ja, da haben Sie recht“, erwiderte Mr. Campbell und zitterte noch, als er daran dachte.

## 5

Lord Heppleworth sah über die Brille zu seiner jungen Frau hinüber, die an der anderen Seite des Tisches saß. Sie hatte so weit ab wie nur irgend möglich von ihm Platz genommen.

„Liebling“, sagte ihr Gatte, „der junge Mann von der Versicherungsgesellschaft wird pünktlich um zehn Uhr hier sein.“

Lady Gladys Heppleworth gähnte.

„Wozu kommt er?“ fragte sie gleichgültig.

„Wie oft habe ich dir schon gesagt, daß du dich etwas besser ausdrücken sollst. Das klingt nicht gut: ‚Wozu kommt er?‘ Du hättest vielleicht besser gefragt: ‚Aus welchem Grund kommt er?‘“

Sie sah müde aus dem Fenster und unterdrückte einen Seufzer.

„Er kommt natürlich wegen des Verlustes der großen Perle. Das ist eine etwas mysteriöse und – ich muß schon sagen – unangenehme Angelegenheit. Ich weiß tatsächlich nicht, was ich davon denken soll.“

Der Lord war ungefähr fünfzig Jahre alt, etwas hager und hatte blonde Haare. Er besaß wenig Humor und noch weniger Phantasie. Seine Freunde waren über seine Eheschließung beunruhigt. Gladys de Vere war Schauspielerin gewesen; sie hatte in modernen Revuen kleine Rollen gespielt, und niemand hatte an die Möglichkeit gedacht, daß Lord Heppleworth, ein Witwer, sie heiraten würde. Die Verbindung erregte in der Gesellschaft unangenehmes Aufsehen. Man wußte nicht, was man dazu sagen sollte und wartete auf eine Erklärung des Lords. Daß er sich in die Schauspielerin verliebt hatte, erschien kaum glaublich, denn man hatte ihn für so verknöchert und pedantisch gehalten, daß man ihm dergleichen überhaupt nicht zutraute.

Lord Heppleworth fühlte sich recht glücklich und bereute seine Eheschließung nicht. Gladys jedoch seufzte unter den

Fesseln. Als sie sich verlobte, hatte sie geglaubt, daß nun das große Glück für sie gekommen wäre. Sie träumte von Gesellschaften und Reisen in ferne Länder und glaubte, das Leben würde für sie nur ein Wirbel von Vergnügungen und Frohsinn sein. Aber die graue Wirklichkeit sah ganz anders aus.

Lord Heppleworth hatte einen Landsitz in Shropshire, wo er acht Monate im Jahre zubrachte, und ein Haus in London, in dem er die übrigen vier Monate wohnte. Jedes Jahr verließ er die Stadt am gleichen Tag, um aufs Land hinauszuziehen, und jedes Jahr kehrte er am gleichen Tag pünktlich dorthin zurück. Er speiste jeden Abend in demselben Restaurant und interessierte sich, wenn auch nicht allzusehr, für Bienen. Seine Spezialität war die Mason-Biene.

Lord Heppleworth faltete die Times zusammen und klingelte nach dem Mädchen.

„Miss Parker“, sagte er. „Hier sind drei Schnitten Schinken übriggeblieben, bitte heben Sie die zum Abendessen für mich auf.“

„Jawohl, Mylord.“

„Dann habe ich gesehen, daß in der vorigen Woche sechs kleine Brote zusätzlich gekauft worden sind. Wie kommt das?“

„Mylady hat Brot in den Park mitgenommen, um die Enten zu füttern.“

Lord Heppleworth runzelte die Stirn und sah seine Frau an.

„Aber, Liebling“, sagte er vorwurfsvoll, „das ist doch eine Verschwendug. Weißt du nicht, daß es Tausende von Kindern gibt, die dankbar wären, wenn sie das Brot bekämen, das du buchstäblich fortwirfst?“

Gladys zuckte die Schultern.

„Gut, dann werde ich das Brot den Armen schicken.“

„Das ist durchaus nicht nötig. Es gibt genügend Wohltätigkeitsgesellschaften. Die haben die Verteilung von milden Gaben an die Armen übernommen und tun das systematisch.“

„Was soll ich dann machen?“ fragte sie und drehte sich unwillig nach ihm um. „Soll ich hier den ganzen Tag stillsitzen und in den Mond gucken?“

Lord Heppleworth hob die Hand zum Protest, „Einen Augenblick, mein Liebling.“ Er wandte sich zu dem Mädchen. „Miss Parker, Sie können jetzt gehen.“ Als sich die Tür hinter ihr schloß, sagte er: „Ich möchte dich doch bitten, dich in Gegenwart von Dienstboten, zusammenzunehmen. Du hast wirklich keinen Grund, dich zu beklagen. Ich habe dir eine bedeutende Summe für jedes Jahr ausgesetzt.“

„Bedeutend!“ erwiderte sie verächtlich. „Was kann ich schon mit zweihundert Pfund im Jahr anfangen?“

„Als ich in Eton auf dem College war, hat mir mein Vater fünfzig Pfund im Jahr gegeben und erwartet, daß ich davon noch sparte. Und das ist mir auch gelungen“, erklärte der Lord mit Genugtuung.

Es klopfte leise an der Tür, und Miss Parker kam wieder herein.

„Draußen ist ein Herr, der Mylord sprechen möchte.“ „Das muß der Mann von der Versicherungsgesellschaft sein“, sagte er zu seiner Frau. „Führen Sie ihn herein, Miss Parker.“

Bob Brewer trat ein, verneigte sich vor Mylady und nickte dem Lord zu, den er flüchtig kannte.

„Also Sie sind der junge Mann von der Versicherungsgesellschaft?“ fragte der Lord. „Wollen Sie bitte Platz nehmen? Und willst du so gut sein, Liebling, Mr. ...“

„Mein Name ist Brewer.“

„.... Mr. Brewer zu unterhalten, während ich das Halsband hole?“

„Ich glaube, daß zuviel Aufhebens gemacht wird wegen einer verlorenen Perle“, sagte Mylady, als ihr Gatte gegangen war.

„Handelt es sich nur um eine Perle?“ fragte Bob interessiert. „Ich glaubte, es wäre ein ganzes Halsband gestohlen worden.“

„Ach nein, nur eine“ Perle. Und soviel ich weiß, ist der Lord

bei Ihrer Gesellschaft gegen Diebstahl versichert.“

Bob nickte.

„Ja, die Perlen sind bei uns für fünfundzwanzigtausend Pfund versichert. Ich nehme an, daß Sie die Polizei verständigt haben?“

„Ich glaube nicht, daß Mylord das getan hat. Er wird Ihnen alles erklären, wenn er zurückkommt. Meiner Meinung nach wird wirklich zuviel Aufhebens von der Sache gemacht.“

Der Lord kehrte ins Zimmer zurück, er hielt einen flachen, schwarzen Lederkasten in der Hand, den er ein wenig umständlich öffnete. Auf dunkelblauem Samtgrund lag eine der schönsten Perlenketten, die Bob je gesehen hatte.

„Diese Kette besteht – oder richtiger – bestand aus dreiundsechzig Perlen“, sagte der Lord. „Sie sind berühmt, denn sie wurden von meinem Urgroßvater erworben, der unter der Regierung Wilhelms IV. Gouverneur von Madras in Südindien war.“

„Ich kenne die Geschichte“, entgegnete Bob. „Ihr Urgroßvater ist mit einer Frau des Radsdias durchgebrannt, und sie trug diese Halskette.“

Lord Heppleworth räusperte sich. „Ja, es war ein Skandal, aber wir brauchen die Sache ja nicht näher zu erörtern. Jedenfalls, hier sind die Perlen. Sie gehören zu den kostbarsten in ganz Europa, und ich lege großen Wert darauf, daß meine Frau die Heppleworth-Perlen trägt, wenn ich mit ihr ausgehe. Ich zähle die Perlen jeden Abend, bevor wir fortgehen. Dasselbe geschieht, wenn wir zurückkommen. Das mag Ihnen sonderbar erscheinen, aber ich bin in diesen Dingen sehr peinlich und genau.“

„Da haben Sie ja viel zu tun“, erwiderte Bob spöttisch.

„Gestern abend gingen wir nun wie gewöhnlich ins 'Magnificent', um dort zu Abend zu speisen. Ich zählte vorher die Perlen – es waren dreiundsechzig. Wir gingen dann ins Restaurant. Mylady hat allerdings in der Garderobe ihren Pelz

abgelegt, aber sonst war ich immer bei ihr. Wir waren etwa anderthalb Stunden im großen Speisesaal. Während dieser Zeit ist niemand an unseren Tisch getreten, mit Ausnahme des Kellners. Ich bin natürlich stolz auf den alten Familienschmuck und habe auch während des Essens verschiedentlich danach gesehen. Später ging Mylady wieder in die Garderobe, legte ihren Pelz an, und dann fuhren wir im Auto nach Haus. In meiner Gegenwart nahm sie das Perlenhalsband ab. Ich legte es in dieses Etui und zählte die Perlen, aber es waren nur zweiundsechzig.“ Er warf Bob einen Blick zu.

„Nur zweiundsechzig“, wiederholte Bob. „Selbstverständlich haben Sie die Perlen noch einmal gezählt?“ „Ja, mindestens ein dutzendmal. Es ist ausgeschlossen, daß ich mich geirrt habe. Ich kenne jede Perle des Halsbandes. Die fehlende Perle ist eine der größten.“

Bob nahm die Kette in die Hand und prüfte sie sorgfältig.

„Ich kann nicht entdecken, daß die Schnur irgendwie gerissen oder ausgebessert ist. Wenn eine Perle entfernt wurde, muß der Mann sein Handwerk verstanden haben. Wie hoch ist denn der Wert der fehlenden Perle?“

„Zwischen siebenhundert und tausend Pfund“, entgegnete der Lord. „Es war eine der besten.“

„Könnte sie während der Rückfahrt in den Wagen gefallen sein?“

„Nein, unmöglich“, sagte Lord Heppleworth scharf. „Das ist eine lächerliche Frage. Sie haben doch die Schnur selber gesehen, auf der die Perlen aufgezogen sind.“

„Ja“, erwiderte Bob langsam. „Haben Sie irgendeine Erklärung, Mylady?“

„Nein. Ich wußte nicht einmal, wieviel Perlen die Kette hatte.“

„Nun, wie steht es?“ fragte Douglas Campbell, als Bob ihn in seinem Büro aufsuchte.

„Dieses Ferienabenteuer ist eine merkwürdige Angelegenheit.

Der alte Lord ist ein ganz ehrlicher Kerl, daran ist nicht zu zweifeln.“

„Das wissen wir auch. Aber erzählen Sie mir doch etwas Genaueres über die Sache.“

Bob berichtete, was er von dem Fall wußte, und Campbell nickte.

„Der Lord hat vollkommen recht. Die Versicherungspolice ist auf dreiundsechzig Perlen ausgestellt, und wenn jetzt nur zweiundsechzig vorhanden sind, müssen wir die fehlende Perle ersetzen. Haben Sie die einzelnen Stücke selbst gezählt?“

„Ja, ich habe mir die Mühe gemacht. Und der Lord hat es auch getan.“

„Was halten Sie denn von ihm?“

„Er ist ein alter Geizkragen und Pedant“, meinte Bob. „Ich könnte mir denken, daß sich seine Frau, die er gar nicht versteht und die er unglücklich macht, über den Verlust der Perle freut, nur damit er sich auch einmal ärgert.“

Nach zwei Tagen hatte Bob bereits allerhand herausgefunden und besuchte wiederum den Versicherungsdirektor.

„Über den Lord selbst habe ich wenig Neues erfahren“, berichtete er. „Es ist ein langweiliger, bärbeißiger Kerl, und man hält ihn allgemein für übertrieben pedantisch. Lady Heppleworth hieß früher Gladys Surpet. Den Bühnennamen weiß ich nicht. Ihre Eltern sind bereits gestorben, aber sie hat noch eine Schwester und einen Bruder. Die Schwester hat's auch faustdick hinter den Ohren, sie war sogar an einem Bankbetrug in Manchester beteiligt. Man hat ihr nichts nachweisen können, obwohl einwandfrei feststeht, daß sie die gefälschten Papiere bei der Bank einreichte. Ihr Bruder war nicht so glücklich. Er wurde vor zwei Jahren zu zwölf Monaten Gefängnis verurteilt.“

„Glauben Sie, daß der Bruder an dem Verschwinden der Perle schuld sein könnte?“

„Nein, das ist nicht der Fall, denn er ist augenblicklich in Australien. Er soll ein ziemlich dürftiges und mühseliges, aber

ordentliches Leben führen. Die Schwester wird allerdings noch von der Polizei beobachtet, und ich habe sie vor allem in Verdacht, weil sie selbst das Juwelierhandwerk erlernt hat. Der alte Surpet hatte nur einen verhältnismäßig kleinen Laden, aber alle seine Kinder waren in seiner Werkstatt beschäftigt, mit Ausnahme von Gladys.“

„Das erklärt aber immer noch nicht den Verlust der Perle.“

„Aber vielleicht erklärt es die näheren Umstände. Auf jeden Fall werde ich Lord Heppleworth wieder aufsuchen. Es trifft sich gut, daß er mich zum Abendessen eingeladen hat, vielleicht kann ich dabei noch mehr erfahren.“

Bob war zeitig im Haus des Lords; Lady Heppleworth wartete auf ihn im Empfangszimmer. Sie war bereits zum Essen angekleidet, aber es fiel ihm auf, daß sie das Perlenhalsband nicht trug. Sie bemerkte seinen Blick und lächelte.

„Sie sehen wohl nach den Perlen. Lord Heppleworth legt mir die Kette erst um, wenn ich das Haus verlasse. Er ist in dieser Beziehung sehr gewissenhaft“, sagte sie leichthin.

„Das ist mir auch schon aufgefallen.“

Der Lord erschien mit dem schwarzen Lederetui in der Hand.

Er öffnete es und nahm die Perlenschnur heraus.

„Zweiundsechzig“, sagte er scherzend. „Ich glaube kaum, daß du heute abend eine Perle verlieren wirst, wo Mr. Brewer persönlich aufpaßt.“

Sie lächelte und nahm ihren Abendmantel vom Stuhl.

„Der Wagen wartet schon“, sagte sie und ging voraus.

Das Essen verlief ziemlich langweilig. Lord Heppleworth sprach viel, aber was er sagte, war belanglos und uninteressant. Mylady schwieg meistens. Bob überlegte, was sie wohl denken möchte, während sie ins Leere schaute. Ab und zu sah er, daß sie zerstreut mit den Perlen spielte.

„Begleiten Sie mich noch nach Hause“, sagte der Lord nach dem Essen. „Ich habe über die Sache gründlich nachgedacht und

eine Erklärung gefunden. Das alles möchte ich schriftlich niederlegen, und es wäre mir lieb, wenn Sie es einmal durchsähen und mir Ihre Meinung darüber sagten.“

Bob seufzte, als er in den Wagen stieg, und machte sich auf einen langweiligen Abend gefaßt. Als sie in das Wohnzimmer traten, ließ sich Lord Heppleworth die Kette von seiner Frau geben und zählte jede Perle einzeln nach. Plötzlich richtete er sich verstört auf und atmete schwer.

„Das ist doch unmöglich“, sagte er, beugte sich über den Tisch und zählte aufs neue. „Es sind jetzt nur noch sechzig Perlen! Zwei sind wieder verschwunden!“

Es herrschte Schweigen, als Bob die Kette selbst in die Hand nahm. Der Lord hatte sich nicht geirrt, es waren nur noch sechzig Perlen.

„Aber – aber –“ stammelte er. „Wie ist das nur möglich! Das ist doch geradezu unglaublich!“

„Hast du dich auch beim Zählen nicht geirrt?“ fragte Mylady sanft.

„Rede doch nicht solchen Unsinn!“ sagte der Lord. „Hat Mr. Brewer sie nicht auch gezählt? – Nun, was halten Sie von der Sache, Mr. Brewer?“

„Ich habe eine sehr einfache Erklärung“, erwiderte Bob. „Die beiden Perlen sind durch einen Unbekannten von der Schnur entfernt worden.“

„Das ist allerdings eine ziemlich nichtssagende Erklärung. Sie machen sich die Sache sehr leicht. Wissen Sie wirklich nichts Besseres?“

„Ich werde mir die Sache bis morgen überlegen. Um zehn Uhr vormittags komme ich hierher und bringe die Kette dann mit Ihrer Erlaubnis zu einem Spezialisten, an den ich verschiedene Fragen richten möchte.“

„Ich werde Sie begleiten“, sagte der Lord.

„Das ist nicht notwendig. Sie können mir die Perlen ruhig anvertrauen, da unsere Versicherung den Wert ja ohnehin

garantiert.“

Am nächsten Morgen erschien Bob pünktlich um zehn Uhr und nahm das Perlenhalsband mit zu einem der besten Juweliere Londons.

„Bitte, untersuchen Sie dieses Schmuckstück und sagen Sie mir, ob die Schnur, auf der die Perlen aufgezogen sind, irgendwelche Ausbesserungen aufweist. Ist es möglich, zwei Perlen aus der Mitte zu entfernen, ohne die ganze Schnur aufzulösen?“

„Nein, das ist nicht möglich“, entgegnete der Juwelier.

„Nehmen wir aber an, daß Sie zwei Perlen aus der Mitte fortnehmen wollen – was müssen Sie dann tun?“

„Ich müßte die Perlen eine nach der anderen abnehmen und die zwei herausnehmen. Dann muß die Schnur um ein entsprechendes Stück verkürzt werden, und das ist eine ziemlich langwierige Sache.“

„Wie lange brauchen Sie dazu?“

„Wenn ich sehr schnell arbeite, könnte ich es in einer Stunde schaffen.“

„Wenn nun zum Beispiel die Dame, die diese Kette trägt, aus irgendeinem Grund zwei Perlen entfernen will und dazu in die Garderobe – sagen wir – eines Hotels geht, wäre es dann möglich, diese Änderung in der Zeit vorzunehmen, die genügt, um ihre Garderobe abzugeben?“

„Vollkommen ausgeschlossen. Es gibt niemanden, der das unter einer Stunde machen könnte, und ich habe jahrelange Erfahrung auf diesem Gebiet.“

„Ich danke Ihnen vielmals.“

Bob legte die Perlenschnur in den Kasten und fuhr zu Lord Heppleworth.

„Ich habe eine bestimmte Vermutung“, sagte er, „und wenn Sie mir gestatten, Lady Heppleworth heute abend zum Essen auszuführen, ohne daß Sie dabei sind, kann ich garantieren, daß

ich das Geheimnis kläre.“

Lord Heppleworth verzog den Mund.

„Es ist nicht meine Gewohnheit“, erwiderte er ein wenig steif, „meine Frau abends mit einem Fremden ausgehen zu lassen.“

„Das ist mir sehr gleichgültig“, entgegnete Bob gelangweilt. „Aber wenn Sie Ihre Perlen zurück haben und weitere Verluste vermeiden wollen, gebe ich Ihnen den guten Rat, meiner Bitte stattzugeben.“

„Es ist zwar viel Geld, aber die Versicherung muß ja den Verlust tragen.“

„Das kann ich Ihnen nicht bestimmt versprechen. Jedenfalls nicht, wenn Sie mir nicht Gelegenheit geben, allein mit Mylady zu speisen. Wenn Sie das verweigern, stelle ich die Untersuchung des Falles ein, und die Gesellschaft wird sich nicht bereit finden, den Verlust zu tragen.“

„Nun gut“, sagte der Lord, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte. „Ich werde Mylady von Ihrer Bitte in Kenntnis setzen.“

„Vor allem muß sie die Perlen tragen, das ist wichtig.“  
Heppleworth nickte.

Um acht Uhr abends erschien Bob pünktlich im Haus des Lords, der gerade Mylady die Kette aushändigte, nachdem er sorgfältig die Perlen gezählt hatte.

„Sechzig“, sagte Lord Heppleworth. „Bitte, kontrollieren Sie selbst nach, Mr. Brewer.“

Bob kam der Aufforderung nach und zählte ebenfalls sechzig. Er gab Mylady keine Erklärung, bis sie zusammen im Wagen saßen.

„Ich weiß gar nicht, was das alles zu bedeuten hat“, sagte sie unangenehm berührt. „Warum wünschen Sie, daß ich mit Ihnen allein speise? Es ist doch nichts passiert?“

„Das kann ich bis jetzt noch nicht sagen. Aber ich nehme an, daß Sie lebhaft daran interessiert sind, das Geheimnis

aufzuklären.“

„Selbstverständlich liegt mir viel daran“, sagte sie scharf.  
„Sind Sie vielleicht anderer Meinung?“

Er wartete im Vestibul, bis sie ihre Garderobe abgelegt hatte, dann gingen beide zu dem Tisch, an dem Lord Heppleworth gewöhnlich abends mit seiner Frau saß. Mylady benahm sich sehr reserviert und kühl.

„Lady Heppleworth, sind Sie glücklich verheiratet?“ fragte Bob plötzlich, als sie beim Kaffee angelangt waren. Sie starrte ihn einen Augenblick an und wurde rot.

„Ich weiß nicht, was Sie das angeht“, entgegnete sie beinahe beleidigt. „Ich glaube, Lord Heppleworth wünscht nicht, daß Sie derartige Fragen an mich stellen.“

„Sie können es ihm ruhig sagen, wenn Sie wollen“, erwiderte Bob gleichgültig. „Es interessiert mich im Moment auch nicht, was er von mir denkt. Ich überlege mir nur gerade, wie er über Sie urteilen würde, wenn er alles von Ihnen wüßte?“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich frage Sie noch einmal: Sind Sie mit Ihrem Gatten glücklich verheiratet? Oder haben Sie die Absicht, Ihr jetziges Leben aufzugeben, ihn zu verlassen und sich nach einer kleinen Stadt in Australien zurückzuziehen? Dort könnten Sie ruhig und still leben, ohne all den Ärger, den Sie jetzt haben.“

Sie senkte den Blick.

„Ich verstehe Sie nicht“, sagte sie leise.

„Nun, dann will ich noch deutlicher werden. Sie haben einen Bruder, der in Australien lebt, und Sie wollen zu ihm ziehen. Lord Heppleworth gibt Ihnen nicht viel Geld. Er ist, um es gerade heraus zu sagen, ziemlich geizig, und Sie haben natürlich von Ihrer Ehe mit ihm etwas ganz anderes erwartet. Sie sind schließlich bei ihm nichts weiter als eine bessere Angestellte, die nicht einmal sonntags frei hat.“

„Ja, das ist wahr.“ Ärger machte ihre Stimme scharf. „Er bewacht mich wie die Katze eine Maus. Vor einem Jahr, als

mein Bruder nach Australien ging, konnte ich ihm nicht einmal fünfzig Pfund mitgeben!“

„Sie hätten aber doch einen Ring versetzen können.“

„Er zählt meine Schmuckstücke jeden Morgen und jeden Abend“, erwiderte sie und lachte gezwungen. „Ist das nicht schrecklich? Manchmal bin ich allerdings in Versuchung, ihn zu erschießen und dann zu fliehen! Ich würde es auch tun, aber ich habe keine Zuflucht und kein Geld.“

„Jetzt wollen wir einmal über die Perlenkette sprechen. Würden Sie so gut sein und sie mir einen Augenblick geben?“

Sie zögerte.

„Warum denn?“

„Ich möchte sie in die Tasche stecken.“

„Nein, das werden Sie nicht tun“, entgegnete sie.

„Sie haben doch eine Schwester, soviel ich weiß?“

Gladys wurde bleich.

„Sie ist in der Garderobe des Hotels angestellt und im Moment damit beschäftigt, eine Perle von der Kette zu entfernen, die Sie abgelegt haben, als Sie in die Garderobe traten. Und sie kann die Schnur so geschickt verkürzen, daß man den Diebstahl nicht entdeckt. In einer Stunde kann man so etwas schon machen. Sie sitzen ja gewöhnlich anderthalb Stunden hier beim Essen.“

Sie wurde noch bleicher, sagte aber nichts.

„Die Kette, die Sie jetzt tragen, ist eine sehr gute Imitation. Ich weiß, daß sie vor zwei Monaten von einer Frau in den Burlington-Arkaden gekauft wurde, wahrscheinlich von Ihrer Schwester.

„Was soll ich tun?“ fragte sie, nachdem einige Minuten verstrichen waren, mit leiser Stimme.

„Ich rate Ihnen, zu Ihrer Schwester zu gehen und sie aufzufordern, Ihnen die Perlen zurückzugeben, die sie genommen hat. Um ihr die nötige Zeit zu lassen, wollen wir inzwischen ein Theater besuchen. Ich habe bereits Plätze

bestellt.“

„Und was soll ich Lord Heppleworth sagen?“

„Gar nichts.“

„Ich brauchte das Geld dringend“, sagte sie heftig. „Ich wollte es nicht stehlen. Wenn meine Schwester auch Dinge getan hat, die nicht recht sind, so habe ich mir doch nie im Leben etwas zuschulden kommen lassen. – Aber ich halte es bei diesem alten Pedanten nicht länger aus. So kamen wir auf die Sache mit der Kette. Das Geld wollten wir miteinander teilen. Ich wollte meinen Anteil dazu benützen, nach Australien zu fahren – ich muß aus dieser schrecklichen Umgebung heraus.“

Bob dachte einige Zeit nach.

„Ich glaube, daß ich zweihundert Pfund von Ihrem Gatten als Belohnung für die Wiederbeschaffung der Perlen erhalten kann. Diese zweihundert Pfund stelle ich Ihnen zur Verfügung. Damit können Sie nach Australien fahren, wann es Ihnen beliebt.“

„Aber was soll ich Lord Heppleworth sagen?“

„Sagen Sie ihm, daß die Perlen von einer Mason-Biene entführt worden sind“, erwiderte Bob leichthin.

# 6

Bob Brewer aß allein im Windsor-Restaurant zu Abend, als Mr. Douglas Campbell an seinen Tisch trat.

„Bob“, sagte er ohne weitere Vorrede, „ich war eben in Ihrer Wohnung und hörte dort, daß Sie hier wären.

Ich hätte gern Ihren Rat in einer bestimmten Angelegenheit.“

„Mein Rat ist“, erklärte Bob mit einer großartigen Handbewegung, „heiraten Sie das Mädchen!“

Mr. Campbell war außer sich vor Ärger.

„Wie können Sie nur immer solch dummes Zeug reden? Es handelt sich hier um eine ernste Sache. Sie haben mir vor einiger Zeit gesagt, daß sich zur Zeit allerhand schwere Jungen in London herumtreiben.“

Bob nickte.

„Sie haben auch den Klub der Vier erwähnt.“

„Jetzt sind es aber nur noch drei Negerlein“, verbesserte ihn Bob. „Der arme Bill Hoy bringt diesen Winter in Dartmoor zu. Die anderen drei befinden sich allerdings noch in Freiheit. Ich habe Reddy vor einer Stunde noch hier im Lokal gesehen. In seiner Begleitung befand sich eine hübsche junge Dame, die in ihren Kreisen als Rosa Mirando bekannt ist.“

„Ein merkwürdiger Name. Hängt das mit ihrer Gesichtsfarbe zusammen?“

„Nein, durchaus nicht“, erklärte Bob etwas mürrisch. „Sie heißt so, weil sie eine Vorliebe für Rosa bezüglich ihrer Kleidung hat. Ich kann mich besinnen –“

„Darauf kommt es jetzt aber nicht an“, sagte Mr. Campbell hastig. „Ich wollte nicht über sie oder die Verbrecherbande sprechen, zu der sie gehört, sondern über die London-, Devon- und Cornwall-Bank.“

Bob zog sein Zigarrenetui heraus und reichte es ihm über den Tisch. Mr. Campbell nahm eine Zigarette und steckte sie an, bevor er weitersprach.

„Ich habe heute den Besuch von Mr. McKay gehabt, dem ersten Direktor der Bank. Er ist ein alter Freund von mir, wir stammen aus derselben Stadt.“

„Deshalb allein sind Sie wohl kaum sein Freund. Ich nehme an, Sie haben beide zusammen mit irgendeinem Schwindel viel Geld verdient. Nun, was ist denn mit dem Mann?“

„Er ist in großer Verlegenheit“, erwiderte Campbell und schüttelte den Kopf. „Vor sechs Monaten fand er heraus, daß einer der Vorsteher seiner Depositenkassen viel und hoch wettete und bei einem Buchmacher verschuldet war. McKay ließ sofort die Bücher nachprüfen. Timmes, so hieß der Betreffende, zahlte einen großen Teil der veruntreuten Gelder zurück, gab seine Stellung auf, obgleich er auf Pension und auf andere Vergünstigungen Anspruch hatte, und trat aus der Bank aus.“

Bob nickte.

„Fahren Sie nur fort. Ich habe schon so eine Ahnung, daß das dicke Ende nachkommt und ich nachher die Kastanien für Sie aus dem Feuer holen muß, Campbell.“

„Das werden Sie noch früh genug erfahren. Also, dieser Timmes verschwand von der Bildfläche, aber er war über die Verhältnisse der Bank und die Geschäftsvorgänge im besonderen sehr gut informiert.“

„Aber der Leiter einer Depositenbank erfährt doch nicht viel, was für einen Außenstehenden irgendwelchen Wert haben könnte.“ Mr. Campbell nickte.

„Timmes hatte unglücklicherweise, bevor er den Posten eines Vorstehers erhielt, eine Vertrauensstellung und auch Einblick in das Personalverzeichnis mit den Geheimnotizen über die einzelnen Angestellten.“

„Er hat doch nicht am Ende das Verzeichnis mitgenommen?“

„Nein. Aber er hat ein fabelhaftes Gedächtnis. Der Direktor sagte mir, daß der Mann einen längeren Zeitungsartikel nur zweimal zu lesen brauchte, um ihn wörtlich wiederholen zu können. McKay ist der Ansicht, daß Timmes sich nicht nur auf

sein gutes Gedächtnis verlassen, sondern sich zu Haus auch Notizen gemacht hat.“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Er hat sich an die Leiter der Filialen gewandt. Aber nur an diejenigen, die in den Geheimakten als gutmütig und freigebig bezeichnet worden sind. Er hat sie gebeten, ihm Geld zu leihen, weil er sich im Augenblick in einer schwierigen Lage befände. McKay glaubt nun, daß ein Überfall auf die Bank geplant ist. Er ist in großer Aufregung, ebenso die anderen Direktoren. Gestern abend haben sie eine Sitzung abgehalten und beschlossen, sich an uns zu wenden.“

Bob runzelte die Stirn.

„Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß sich die Bank bei Ihrer Gesellschaft gegen Verluste decken will?“

„Doch, darauf läuft es hinaus. Es wird drei Monate dauern, bis sie sich soweit umorganisieren können, daß Betrug und Verluste nicht mehr zu befürchten sind. Und während dieser drei Monate wollen sie sich bei uns versichern. Ich habe natürlich dem Aufsichtsrat davon Mitteilung gemacht, und wir haben den Entschluß gefaßt, dem Antrag der Bank stattzugeben. Es ist eine dementsprechende Police ausgestellt worden, und die Bank hat auch ihre Einwilligung gegeben, alle Ausgaben zu tragen, die durch Ihre Tätigkeit entstehen, während sie bei uns versichert ist.“

„Dann kann ich die armen Leute nur bedauern“ meinte Bob trocken. „Sie kommen vielleicht billiger dabei weg, wenn sie ruhig einmal bei sich einbrechen lassen.“

McKay war ein kleiner Mann mit kahlem Kopf. Er sprach lange mit Bob und erzählte ihm auch allerhand nebensächliche Dinge.

„Nun wollen wir uns einmal an die Tatsachen halten, Mr. McKay. Ich nehme also von vornherein an, daß Mr. Timmes, der früher einmal bei Ihnen angestellt war, unter den Einfluß

irgendwelcher unsauberer Gesellen geraten ist. Ich bin auch davon überzeugt, daß diese Bande die Absicht hat, Geld aus Ihrer Bank herauszuholen. Timmes hat natürlich den Leuten mitgeteilt, was er weiß, so daß sie imstande sind, ihre Pläne auszuführen. Die Frage ist jetzt nur: In welche Ihrer Filialen werden die Kerle einbrechen? Sie haben, wie ich weiß, hundertachtzig Nebenstellen.“

McKay nickte, dann fragte er Bob: „Meinen Sie nicht, daß die Leute es vorziehen, die Zentrale auszuplündern? Timmes weiß doch viel mehr vom Hauptbüro als von allen Nebenstellen.“

Bob schüttelte den Kopf.

„Das“ glaube ich kaum. Oder meinen Sie, daß die Leute in das Haus einbrechen, in dem Sie selber über den Räumen der Bank wohnen? Die wissen doch sehr genau Bescheid und kennen alle Einzelheiten der Zentrale. Nein, Sie tun den Burschen bitter unrecht.“

„Welche Nebenstelle käme denn am ehesten in Frage? Ich kann doch nicht alle hundertundachtzig Filialen gleichzeitig bewachen lassen?“

„Das brauchen Sie auch gar nicht. Vor allem muß ich die Geheimakten über die Personalien Ihrer Angestellten sehen. Dann habe ich wenigstens einige Anhaltspunkte dafür, was die Bande unternehmen wird.“

Es mußte erst eine Sitzung des Direktoriums abgehalten werden, und es wurde lange hin und her beraten, ob man Bob die Genehmigung zur Einsicht der Personalakten erteilen sollte. Schließlich wurde er mit dem wertvollen Aktenstück in einen Raum eingeschlossen. Zuerst bestand McKay darauf, daß sich Bob keine Notizen machen dürfte, aber dieser behandelte die Vorschrift in seiner üblichen, großzügigen Weise.

Es war eine merkwürdige und in mancher Beziehung sehr interessante Lektüre. Der eine der Beamten war Spiritist, ein anderer hatte einen Bruder, der zwei Jahre in einer Trinkerheilanstalt zugebracht hatte. Ein dritter besuchte

Hunderennen. Im großen ganzen waren es einwandfreie Leute. Bob, der alle Eintragungen genau durchstudierte, fiel die Notiz bei Nr. 68 auf:

George Bowley. Merstham Bassett. Zuverlässiger Charakter, früher interessiert an der christlichen Jugendbewegung, später ausgetreten. Junggeselle, dreimal verlobt gewesen, häufige Liebschaften. Trinkt nur mäßig, guter Bankbeamter, eignet sich für große Landbezirke oder kleinere Städte ohne größeres gesellschaftliches Leben.

Bob machte sich kurze Notizen. Er sah das Aktenstück bis zu Ende durch und entdeckte noch verschiedene andere interessante Leute. Aber er war davon überzeugt, daß Mr. George Bowley der Mann war, auf den es ankam.

Er suchte Direktor McKay auf. Nachdem sie über verschiedene andere Zweigstellen und Niederlassungen der Bank gesprochen hatten, ging er besonders auf Merstham Bassett ein.

„Wie spielt sich denn das Geschäft dort hauptsächlich ab?“

„Dort haben wir einen ziemlich großen Umsatz. Die kleine Stadt ist der Mittelpunkt eines größeren ländlichen Bezirks, fast alle Gutsbesitzer der Umgebung und der hohe Adel von Cornwall zählen zu unseren Kunden, wodurch die Nebenstelle eine gewisse gesellschaftliche Bedeutung erhält. Sie haben wohl Bowleys Personalien studiert, daß Sie ausgerechnet auf diese Filiale kommen?“ fragte der Direktor schnell.

„Ja, ich dachte an ihn“, gab Bob zu. „Was ist er denn für ein Charakter?“

„Ein wirklich guter Mensch“, sagte McKay. „Er hat nur den einen Fehler, daß er zuviel flirtet. Neuerdings hat er sich mit einer jungen Dame verlobt. Ich hoffe, daß er bald heiraten wird. Ich habe es immer gern, wenn Vorsteher und Leiter von Banknebenstellen verheiratet sind; ein verheirateter Mann ist auch solider als ein Junggeselle. Wenn er mit dieser jungen Dame nicht zurechtkommt, wird es überhaupt nie etwas mit ihm

werden.“

„Ist sie hübsch?“

„O ja, sehr hübsch“, entgegnete McKay begeistert. „Und sie war auch sehr gut gekleidet. Rosa steht ihr besonders gut –“

„Rosa?“

„Ja, nicht direkt rosa, es geht etwas ins Lachsrote“, verbesserte sich McKay. „Wollen Sie schon gehen?“ fragte er dann, denn Bob hatte sich erhoben.

„Ja, ich fahre nach Merstham Bassett, um diesen Mr. Bowley kennenzulernen.“

Bei Morgengrauen kam er in Merstham Bassett an. Er frühstückte in einem kleinen Gasthof, dessen Besitzer, wie gewöhnlich, sehr gesprächig war.

„Wohnen sonst noch Fremde hier in der Stadt?“ erkundigte sich Bob.

Der Wirt nickte.

„Ja, es sind zwei Herren hier, die kamen hierher, um zu fischen und zu angeln. Außerdem haben verschiedene Leute hier in der Nähe der Stadt einzelne Landhäuser und Villen gemietet.“ Er zählte die Besitzer auf, unter anderen auch eine gewisse Miss Kilroy.

Bob sah auf.

„Ist die auch hier? Mir kommt der Name so bekannt vor.“

„Das ist die junge Dame, mit der Mr. Bowley verlobt ist. Er ist der Leiter der hiesigen Bankfiliale. Es ist eine ziemlich romantische Angelegenheit, soweit ich gehört habe. Die beiden trafen sich vor drei Monaten in Torquay. Ihr Vater war Bankangestellter in Australien, und so heiratet Mr. Bowley schließlich jemanden, der mit Bankverhältnissen vertraut ist“, fügte er vergnügt hinzu.

Nach dem Frühstück ging Bob in die Stadt, und er wußte wohl, daß er beobachtet wurde.

Merstham Bassett bestand aus einer Haupt- und zwei

Nebenstraßen. In der Hauptstraße lagen die vornehmeren Geschäfte und auch die Niederlassung der London-, Devon- und Cornwall-Bank. Er betrat die Geschäftsräume, zeigte dem Vorsteher seine Ausweise und unterhielt sich dann mit ihm in dessen Privatbüro.

„Ich habe auch noch einen Empfehlungsbrief von Direktor McKay, den ich Ihnen zeigen möchte.“

Der Bankvorsteher war ein hübscher junger Mann. Er sah sich die Papiere genau an und nickte.

„Was kann ich für Sie tun, Mr. Brewer?“

„Zunächst möchte ich wissen, ob Sie hier im Gebäude wohnen?“

„Ja, im ersten Stock“, erwiderte Bowley lächelnd. „Ich bin Junggeselle – wenigstens im Augenblick noch – und ich wohne hier sehr gut.“

„Wo essen Sie eigentlich?“ fragte Bob zu Bowleys Erstaunen.

„Gewöhnlich drüben im ‚König Georg‘, aber an drei Abenden in der Woche lasse ich mir das Essen in die Wohnung bringen. Die Bank hat einen Nebeneingang, den Sie wahrscheinlich schon bemerkt haben.“

Bob fuhr nachdenklich mit der Hand über die Stirn.

„Ich hätte noch eine andere Frage. Drei Abende in der Woche essen Sie also hier. Was machen Sie an den anderen vier Abenden?“

Mr. Bowley richtete sich auf.

„Ich hoffe doch nicht, daß die Bank von mir Rechenschaft darüber fordert, was ich mit meiner freien Zeit anfange?“

„Ich nehme an, daß sich während Ihrer Abwesenheit jemand anders im Hause aufhält?“

„Das stimmt. Mein erster Kassierer bleibt in den Geschäftsräumen, wenn ich fort bin. Einer von uns ist immer da.“

„Schön, bleibt nur noch eine letzte Frage. Laden Sie auch manchmal Leute in Ihre Wohnung ein?“

Mr. Bowley zögerte.

„Bis jetzt habe ich das noch nicht getan“, erwiderte er etwas ärgerlich. „Wenn ich aber jemanden einlade, um eine Tasse Kaffee bei mir zu trinken, so geht das schließlich keinen was an.“

„Selbstverständlich. Diese Unterhaltung bleibt auch vollkommen unter uns. Ich möchte Sie bitten, mit niemandem darüber zu sprechen, so sehr Sie auch die betreffende Person schätzen mögen. Vielleicht sagen Sie mir noch, ob Sie in den nächsten Tagen abends jemand besuchen wird?“

„Ja, meine Verlobte und ihre Tante kommen morgen abend nach dem Essen. Morgen ist Markttag, da gibt es viel zu tun, so daß ich es am Abend gern etwas gemütlich hätte. Sie glauben gar nicht, wie groß der Verkehr an Markttagen ist. Sie bleiben doch noch in der Stadt?“

„Nein, ich fahre heute abend nach London zurück.“

„Schade. Ich hätte Sie sonst gern vorgestellt.“

„Vielleicht habe ich das Glück, die Dame später noch kennenzulernen. Gibt es übrigens außer dem Markt morgen nicht auch sonst noch etwas Besonderes hier?“

Mr. Bowley sah ihn lächelnd an.

„Ach, Sie haben auch etwas läuten hören?“ fragte er. „Ja, ein großes amerikanisches Syndikat beabsichtigt, hier in der Gegend Ländereien aufzukaufen, und soviel ich weiß, wird der Agent morgen hier erwartet. Man sagt, daß er verschiedenen Gutsbesitzern Angebote machen wird. Es sind bereits sechzigtausend Pfund bei der Bank hinterlegt worden, eine ziemlich große Summe. Die Landleute hier nehmen nämlich keine Schecks von Fremden.“

„Aha.“ Bob verabschiedete sich von Mr. Bowley.

Am nächsten Morgen wimmelte Merstham Bassett von den Wagen der Landleute. Der Markt war außergewöhnlich gut besucht. Das Hauptgespräch drehte sich vor allem um das geheimnisvolle amerikanische Syndikat und den Agenten, der

den Ort besuchen wollte. Der Tag ging langsam zur Neige, aber es erschien niemand. Einige Leute behaupteten schon, die ganze Sache wäre nur ein Scherz, aber andere, die den Leiter der Bankfiliale selbst gefragt hatten, widersprachen ihnen. Auf jeden Fall kam der Agent nicht. Mr. Bowley war ziemlich müde, als er die Bankräume schloß und die Angestellten nach Hause gingen. Er traf noch einige Vorbereitungen für den Empfang seiner Gäste. Er aß schnell und hastig zu Abend. Der Kellner aus dem Gasthaus ‚König Georg‘ holte später die leeren Schüsseln und das Geschirr ab. Mr. Bowley begleitete ihn die Treppe hinunter, um die Tür hinter ihm abzuschließen. In der Beziehung war er sehr gewissenhaft. Dann deckte er den Teetisch und machte es in der Wohnung so gemütlich und anheimelnd wie möglich. Bald darauf klingelte es unten.

Bowley eilte die Treppe hinunter, öffnete den beiden Damen, und nachdem er wieder abgeschlossen hatte, führte er sie in seine Wohnung hinauf.

„Ach, ist das aber eine hübsche Wohnung“, rief das junge Mädchen. Sie trug ein modernes Kleid in rötlichem Ton, der ihr gut stand. „Gehören die Möbel alle dir, George?“

„Selbstverständlich. Aber wir werden natürlich nicht hier wohnen. Ich habe schon ein Haus am Rand der Stadt gemietet, und ich übergebe die Dienstwohnung dann meinem ersten Kassierer.“

„Soll ich den Tee machen?“

„Nein, das besorge ich schon“, erklärte er schnell.

Ein paar Minuten später war der Tee fertig, und Bowley schenkte ein.

Inzwischen hatte das junge Mädchen ein wenig Puder aufgelegt und die Lippen nachgezogen. Dabei entglitt ihr der Lippenstift und fiel zur Erde.

„Das werden wir gleich haben“, sagte Bowley, kniete nieder und schaute unter die Couch.

Die ältere Dame nahm ein Fläschchen mit Butylchloral aus

ihrer Handtasche und goß den Inhalt in Bowleys Tasse.

Er hatte den Lippenstift bald gefunden und gab ihn seiner Verlobten mit einem Lächeln zurück.

„Nun wollen wir einmal den Tee versuchen.“

Die beiden Damen nahmen ihre Tassen.

„Wundervoll“, sagte die Braut, nachdem sie vorsichtig getrunken hatte.

Mr. Bowley lächelte stolz und trank mit großen Schlucken.

„Das ist nicht so –“

Die Tasse entglitt seiner Hand. Dann fiel er rückwärts und riß dabei den Stuhl um.

Die junge Dame erhob sich schnell, trat ans Fenster, hob den dunklen Vorhang ein wenig und ließ ihn dann wieder herunter.

„Geh nach unten und laß die anderen herein“, sagte sie hastig zu der älteren. „Ich bleibe hier bei dem Kerl.“

Die beiden Männer, die sich im Ort aufhielten, um zu angeln und zu fischen, warteten schon unten auf der Treppe, als ihnen die Tür aufgemacht wurde. Der eine von ihnen war der gefürchtete Cris Wall, der jetzt die Stufen hinaufstieg und befriedigt den bewußtlosen Bankbeamten betrachtete.

Rosa hatte gerade die Taschen des Bewußtlosen durchsucht und zwei Schlüssel in der Weste gefunden.

„Dies ist der Schlüssel zum Kassenschrank, der größere ist für die Tür zum Büro. Also, nun mach schnell, Cris. Ist übrigens der Wagen angekommen?“

„Der steht am Ende der Straße“, erwiderte Wall und nahm die Schlüssel an sich. „Du wirst die Werkzeuge nicht brauchen, Buck“, wandte er sich an den zweiten Mann, der eine kleine, schwarze Ledertasche trug.

Sie verließen das Zimmer, und das Mädchen setzte sich in einen Sessel, während sie Bowley beobachtete. Sie nahm eine Zigarette aus ihrem goldenen Etui, zündete sie an und rauchte nachdenklich. Es dauerte ziemlich lange, bis die beiden den Geldschrank aufgeschlossen hatten. Schließlich öffnete sich die

Tür hinter ihr. Sie sah sich nicht um, sondern warf ihre Zigarette in den Kamin und er hob sich.

„Nun, seid ihr fertig?“ fragte sie.

„Ja, wir sind fertig.“

Sie fuhr herum und starrte entsetzt den Mann an, der ihr gegenüberstand. Es war Bob Brewer.

„Ja, wir sind unten fertig, Rosa“, erklärte er. „Wir haben im Keller gesessen und auf Wall gewartet.“

Sie lief an Bob vorbei zur Tür und die Treppe hinunter, aber das nützte ihr nichts mehr, denn das ganze Haus und alle Ausgänge waren von Polizei besetzt.

„Das amerikanische Syndikat, das das Geld eingezahlt hatte, war der Klub der Vier. Sie hatten es nur zur Bank gebracht, um es wieder von dort zu stehlen“, erklärte Bob später Direktor Campbell. „Den Vorschriften gemäß kann das Geld jederzeit wieder abgeholt werden, aber es sind momentan sechs Beamte von Scotland Yard in Merstham Bassett, die aufpassen. Wenn jemand einen Scheck auf das Geld des amerikanischen Syndikats präsentieren sollte, verhaften sie ihn sofort.“

„Wie geht es denn Bowley? Wird er sich wieder erholen?“

Bob nickte.

„Wenn sein liebebedürftiges Herz diese furchtbare Enttäuschung erträgt, schadet ihm der kräftige Schluck Butylchloral nichts.“

## 7

„Du kannst von Reddy sagen, was du willst“, erklärte Joe Crane mit Nachdruck, „aber das muß ihm jeder lassen, daß er einen scharfen Verstand besitzt.“

Tyke Sullivan brummte. Er war ein großer Mann mit dunklen Haaren, braunen Augen und einem kurzgeschnittenen Bart. Seinen kleineren Gefährten behandelte er mit offenkundiger Verachtung.

„Ich sage dir geradeheraus“, erwiderte er, „daß ich Reddy überhaupt nicht unter meinen Leuten haben wollte, selbst wenn er mir tausend Dollar die Woche zahlte.“

„Das würde er wahrscheinlich nicht einmal tun“, sagte Joe Crane. „Ich behaupte gerade nicht, daß er sehr zuverlässig ist, und ich sage auch nicht, daß ich ihn persönlich leiden kann. Seine Art und Weise ist mir unsympathisch.“

Die beiden saßen am Strand von Brighton und benahmen sich wie zwei harmlose Leute des Mittelstandes. Halb Brighton ging auf der Kurpromenade spazieren, sowohl die Badegäste als auch die Einwohner, denn es war ein herrlicher Morgen, und die Sonne spiegelte sich im Meer, „Dort kommt Reddy, du kannst ihm das alles selbst sagen“, meinte Tyke.

Tatsächlich kam Reddy auf die beiden zu. Er sah blendend aus und war nach der neuesten Mode gekleidet. Sie rückten beiseite, damit er auch auf der Bank Platz nehmen konnte.

„Wir haben gerade über dich gesprochen, Reddy“, sagte Joe. Reddy warf Tyke einen wohlwollenden Blick zu.

„Kalte Füße bekommen?“ fragte er freundlich.

„Ja, so ungefähr“, gab Tyke zu. „Dieser Polizeiinspektor macht mir Sorge. Ich bin mehr für ein ruhiges Leben, nachdem ich in Devonshire gesessen habe.“

„Wirklich?“ fragte Reddy. „Nun, ich denke auch ernstlich daran, mich zur Ruhe zu setzen.“

„Rede doch keinen Unsinn“, brummte Tyke.

„Tatsache“, erklärte Reddy und blies ein paar Rauchringe in die Luft. „Ich fange nächstens ein Geschäft an – garantiert saubere Sache – und wenn ihr beide euch an der neuen Gesellschaft beteiligen wollt, habe ich nichts dagegen.“

„Was soll denn das für eine Gesellschaft sein?“ fragte Joe Crane neugierig.

„Schiffsreederei, eine neue Linie nach Südamerika. Natürlich nicht unter meinem Namen. Ich habe alle Anteile einer Gesellschaft aufgekauft, die ein kleines, schnelles Schiff besitzt. Es macht mit Leichtigkeit fünfzehn Knoten und fährt am siebenten nächsten Monats mit Stückgut von London nach Buenos Aires.“

„Das ist eine gute Idee“, meinte Tyke.

„Wir fahren aber nicht mit dem Dampfer von London ab“, erklärte Reddy. „Ich habe außerdem ein großes Motorboot gekauft, das im Hafen von Seaford liegt.“

„Was soll denn das bedeuten?“ fragte Tyke. „Warum willst du nicht direkt von London abfahren?“

„Weil ich was ganz Besonderes vorhave. Und ich sage euch, dadurch fliegt auch dieser Brewer auf.“

„Dafür interessiere ich mich“, entgegnete Tyke. „Große Pläne sind immer etwas für mich gewesen. Kann man dabei auch Geld verdienen?“

„Ja, wenigstens etwas. Sagen wir einmal fünf Millionen Dollar.“

Sullivan holte tief Atem.

„Ich weiß, daß du keinen Unsinn redest, und ich muß zugeben, Reddy, daß mir die Idee, einmal mit Bob Brewer abzurechnen, äußerst sympathisch ist.“

„Sie wissen ja, wie ich über die Gesellschaft denke“, begann Mr. Douglas Campbell.

„Ja, das weiß ich zur Genüge“, erwiderte Bob schnell. „Schütten Sie nur ohne lange Einleitung Ihr Herz aus.“

„Ich mache mir Sorgen wegen des großen Wohltätigkeitsballs. Das Fest ist der Höhepunkt der Londoner Saison, und ich weiß zufällig, daß die Spitzen der Gesellschaft und all die Leute, die gern dazu gehören möchten, schon Eintrittskarten gekauft haben. Hauptsächlich ist es der Glückstopf, der sie anzieht.“

„Glückstopf?“ Bob sah den Direktor fragend an.

„Der gehört nun einmal dazu. Es ist ein großes Gefäß, und jede Dame, die eine besondere Karte löst, kann einmal hineingreifen.“

„Schrecklich kindisch!“ meinte Bob.

„Es ist nicht so kindisch, wie es klingt.“

„Kann man denn wenigstens etwas Anständiges herausfischen?“

„Ja, unter anderem ein Perlenhalsband im Wert von fünftausend Pfund!“

Bob pfiff leise vor sich hin.

„Das wird allerdings ziehen.“

„Natürlich gibt es eine Menge anderer Preise, die fast gar nichts wert sind. Jeder bekommt ein kleines Geschenk. Das Perlenhalsband ist eine anonyme Stiftung.“

„Einen Augenblick!“ sagte Bob. „Sie haben doch nicht etwa dieses Perlenhalsband bei sich versichern lassen? Ich meine, für den Fall, daß es gezogen wird?“

Campbell lächelte.

„Nein, das haben wir nicht getan. Wir sind geschäftlich nicht am Wohltätigkeitsball interessiert. Ich habe Ihnen das nur erzählt, um Ihnen zu zeigen, daß es sich bei der modernen Gesellschaft nur um Habgier und Bluff handelt.“

Bob war sehr froh, als er erfuhr, daß er mit dem Ball nichts weiter zu schaffen hatte, denn er hatte in jenen Tagen viel zu tun. Drei Mitglieder des Klubs der Vier waren in Freiheit und befanden sich in London oder in unmittelbarer Nähe der Stadt.

Manchmal findet man auf die merkwürdigste Art

Anhaltspunkte. Bob Brewer las an jenem Abend die Morgenzeitungen, wozu er noch nicht gekommen war. Er blätterte darin herum und kam schließlich zu den Announces und den weniger spannenden Artikeln.

Unter der Rubrik ‚Schiffahrtsnachrichten‘ entdeckte er eine Notiz, die ihn aufmerken ließ. Ein gewisser Mr. Batterby hatte den Dampfer ‚Luana‘ erworben und modernisieren lassen.

„Batterby!“ sagte Bob und sah zur Decke hinauf. „Der Name kommt mir doch irgendwie bekannt vor?“

Er ging zu seinem Safe, nahm ein kleines Notizbuch heraus und suchte im Index den Namen Reddy. Zeile für Zeile las Bob seine Eintragungen, bis er zu den Pseudonymen des Mannes kam: Anderson, Redwood, Coleby, Marquis de Casteroux, Newbridge, Batterby – Harold Batterby.

Reddy war nicht der erste Verbrecher, der ein Pseudonym ein zweites Mal benutzte.

„Harold Batterby.“

Harold war auch der Vorname des Schiffskäufers, wie Bob telefonisch von dem bisherigen Besitzer der ‚Luana‘ erfuhr. Der Mann sagte ihm auch, daß Batterby ein großer Mann mit grauen Haaren wäre und viele Schnurren und Anekdoten erzählte.

Bob beschloß daraufhin, sich die ‚Luana‘ einmal etwas näher anzuschauen.

Der Dampfer lag in den London Docks. Es wurden gerade Kohlen geladen, als Bob am Kai anlangte. Er stellte auch mit Interesse fest, daß Proviant für eine lange Reise an Bord genommen wurde. Darunter befand sich eine große Anzahl Kisten einer bekannten Weinfirma aus Reims. Ein Schiffsoffizier und ein Mann in einer weißen Jacke, den Bob für den Zahlmeister hielt, kontrollierten die Vorräte, die an Bord gebracht wurden.

„Nehmen Sie auch Passagiere mit?“ fragte Bob, der hinter den Offizier getreten war.

Der Mann sah sich erstaunt um.

„Nein“, entgegnete er dann kurz. „Dies hier ist ein Frachtdampfer.“

„Sieht aber aus wie ein richtiges Passagierschiff – mit all dem Sekt an Bord.“

Der Offizier erwiederte zunächst nichts.

„Vielleicht will der Eigentümer selbst eine Reise machen?“ meinte Brewer.

„Möglich“, sagte der Offizier, ohne weiter darauf einzugehen. Dann fügte er hinzu: „Ich wünschte, ich könnte noch zwei Monate zu Hause bleiben. Meine Frau ist krank.“

„Wann fährt der Dampfer?“

„Morgen abend mit der Tide“, erwiederte der Offizier, der etwas kurz angebunden war.

„Nach welchem Hafen fahren Sie denn?“

„Daraus wird ein Geheimnis gemacht. Aber meiner Meinung nach muß es irgendwo in der Nähe von Newhaven sein. Wir nehmen dort den Schiffseigentümer an Bord.“

„Haben Sie eine Ahnung, wann Sie abfahren?“

„Das wird wohl noch ein bis zwei Tage dauern. Aber warum wollen Sie denn das alles so genau wissen?“

Bob hatte der Mann von Anfang an gefallen. Er hatte das Gefühl, daß er ihm trauen konnte. Allem Anschein nach hatte Reddy die Offiziere und die Besatzung des Schiffes nicht gewarnt, weil er glaubte, daß niemand ihm auf die Schliche kommen würde und daß ihn vor allem niemand als Harold Batterby identifizieren könnte.

Bob zeigte seine Karte.

„Sie sind Detektiv?“ fragte der Offizier interessiert. „Ist etwas nicht in Ordnung?“

„Es ist allerhand faul im Staate Dänemark. Ich möchte Sie nur bitten, über unsere Unterredung nicht zu sprechen. Vielleicht können Sie mir auch sonst helfen. In diesem Fall wird meine Gesellschaft Sie anständig dafür bezahlen. Sie brauchen sich kein Gewissen daraus zu machen, nicht im Interesse des

Schiffseigentümers zu handeln; denn wenn ich mich nicht sehr irre, wird sich der Mann im nächsten Monat vor den Geschworenen zu verantworten haben. Und Sie werden vermutlich in London zurückgehalten, um als Zeuge aufzutreten.“

„Eins weiß ich noch“, sagte der Offizier. „Wir werden in Newhaven oder sonstwo an der Küste solange aufgehalten, weil der Schiffseigentümer einen Ball geben will.“

„Einen Ball? Doch nicht etwa einen Wohltätigkeitsball?“

„Ich weiß nicht, ob es ein Wohltätigkeitsball ist. Ich weiß nur, daß es eine große Sache sein soll. Er fährt dann von dort im Auto zur Küste.“

Bob durchschaute plötzlich den ganzen Plan und traf noch verschiedene Vereinbarungen mit dem Offizier. Dann fuhr er direkt zur Stadt zurück. Die Sekretärin des Komitees für den Wohltätigkeitsball war eine Dame, die in der Organisation solcher Veranstaltungen ziemlich viel Erfahrung hatte.

„Wer hat denn eigentlich die Idee zu diesem Fest gehabt?“ fragte Bob.

„Das ist ein Geheimnis, darüber kann ich Ihnen leider nichts sagen.“

„Sie brauchen sich nicht zu genieren“, sagte Bob. „Ich weiß zufällig, daß es Mr. Harold Batterby ist.“

„Wenn Sie es wissen, warum fragen Sie dann noch?“ entgegnete sie etwas ärgerlich.

Aber Bob war um so liebenswürdiger und sagte ihr, daß er bei den Redaktionen in der Fleet Street bekannt wäre. Daraufhin erzählte sie ihm alles, was sie wußte.

Es folgten Besprechungen in den Büros der Vereinigten Versicherungsgesellschaften, an denen alle möglichen Leute teilnahmen. Der Polizeipräsident schickte Beamte von Scotland Yard, und auch die Admiralität war vertreten. Und als die ‚Luana‘ am Morgen des Tages, an dem der Ball stattfand, durch

den Kanal fuhr, erschienen plötzlich zwei Zerstörer auf der Bildfläche und nahmen den gleichen Kurs.

Die ‚Luana‘ warf in der Nähe von Seaford Anker, und die beiden Zerstörer taten dasselbe. Ein Umstand, der dem Kapitän der ‚Luana‘ etwas sonderbar vorkam, dem zweiten Offizier aber gar nicht.

Es unterlag keinem Zweifel, daß der Ball ein großartiger Erfolg war. Alle Zufahrtsstraßen nach Victoria Hall waren von Autos blockiert. Langsam füllte sich der große Ballsaal, in dem Damen und Herren sechs Stunden lang zugunsten der Wohltätigkeit tanzen sollten.

Reddy saß in einer der Logen, von wo aus er den ganzen Saal übersehen konnte, und rauchte nachdenklich eine Zigarette. Sein Begleiter, Joe Crane, war sprachlos vor Bewunderung.

„Das hier ist wirklich große Klasse, Joe“, sagte Reddy nach einer Weile. „Sieh dir einmal die Smaragde der Dame dort drüben an – ist das nichts?“

„Du bist tatsächlich ein Genie“, erwiderte Joe begeistert. „Außer dir hätte niemand so etwas ausdenken können. Ist das da drüben der Raum, wo die Sache mit dem Glückstopf steigen soll?“

Er zeigte auf eine Tür mit einem dunkelroten Vorhang. Darüber stand auf einem sauber gemalten Schild:

*Glückstopf!  
Rote Karten um 11 Uhr.*

„Jede Dame im Saal hat eine Karte“, erklärte Reddy. „Kurz vor elf werden wir Mühe haben, sie alle in Reih und Glied zu bringen. Hinter der Tür befindet sich ein kleinerer Saal, in den die Damen mit den roten Karten eintreten.“

„Woher haben sie denn die roten Karten?“ fragte Joe, der nicht in alle Geheimnisse eingeweiht worden war.

„Die sind am Eingang verteilt worden. Die Damen mit kostbaren Juwelen haben rote bekommen, die anderen die weißen. Klar?“

Joe lachte.

„Großartig ausgedacht, Reddy. Aber was habe ich denn bei der Sache zu tun?“

„Du wartest draußen beim Auto am Seiteneingang und hilfst, die Beute an Bord zu bringen. Tyke Sullivan und ich kümmern uns um die Damen.“

„Wenn wir aber eine Panne haben?“ fragte Joe ängstlich.

„Auf dem Weg zur Südküste habe ich für unvorhergesehene Zwischenfälle drei Autos aufgestellt. Die fahren hinter uns her, nachdem wir vorübergekommen sind, so daß wir immer einen Wagen zur Hand haben, was auch passieren mag. Das Schiff wartet in Seaford. Ich habe bereits ein Telegramm von dem Kapitän. Der junge Joyce fährt das Motorboot nach Portsmouth, läßt es dort und kommt dann mit nach Südamerika. Ich glaube, es ist alles aufs beste überlegt. Aber sieh doch einmal die Dame dort drüben!“

Er zeigte auf eine schlanke, blonde Dame in elegantem Abendkleid, die eine sehr kostbare Brillantkette trug.

„Die hat auch eine rote Karte bekommen.“

Viertel vor elf stellten sich die Damen unter Lachen und Geplauder in langer Reihe auf, genau nach den Nummern der roten Karten, die sie am Eingang erhalten hatten.

Um elf wurden die Vorhänge beiseitegezogen, die großen Türflügel öffneten sich, und die Damen gingen langsam in den kleinen Saal. Die Karten wurden am Eingang kontrolliert. Dann wurden die Türen geschlossen und die schweren Vorhänge wieder vorgezogen. Der Tanz ging weiter.

In der kleinen Halle spielte sich unterdessen eine sonderbare Szene ab. Die Damen sahen alle erwartungsvoll auf den großen Glückstopf. Reddy machte den Zeremonienmeister und erklärte, wie die Sache vor sich gehen sollte. In der großen Halle hatte

inzwischen eine zweite Kapelle direkt vor dem Eingang Platz genommen und vollführte einen Heidenlärm.

„Meine Damen“, begann Reddy, „hören Sie mir bitte aufmerksam zu. Sie müssen vor allem verstehen, worum es geht. Mein Assistent legt gerade ein Tuch über den Glückstopf, wie Sie sehen. Und dies ist ein Revolver.“

Er zog einen schweren Revolver aus der Tasche.

„Sie werden nun alle an dem großen Behälter vorbeigehen und die Juwelen ablegen, die Sie tragen: Ihre Ketten, Ohrringe, Ringe, Broschen, Ich weiß, wenn ich von der Polizei gefaßt werde, muß ich zwanzig Jahre absitzen. In dem Fall wäre es mir lieber, wenn ich wegen Mordes aufgehängt würde. Es kommt mir daher nicht darauf an, wie viele ich von Ihnen erschießen muß. Sobald jemand den Mund auftut und um Hilfe ruft, schieße ich sofort. Auch dann, wenn Sie meinen Befehlen nicht gleich Folge leisten. Und wenn ich es nicht tue, besorgen es meine Freunde hier.“

Dabei zeigte er auf eine junge Dame mit etwas harten Gesichtszügen, die neben ihm stand, und auf Tyke Sullivan, der mit dem Rücken an der Tür zur Haupthalle lehnte und in jeder Hand eine Browning hielt. „Es hat keinen Zweck, groß zu schreien“, fuhr er fort, als man den Angstruf einer Frau hörte, die ohnmächtig wurde. „Vor der Tür spielt eine Kapelle, so daß man nichts von dem hört, was hier vorgeht. In fünf Minuten muß die Zeremonie zu Ende sein. Also, los! Sie kommen zuerst!“

Er sah auf die große, blonde Dame.

„Legen Sie sofort Ihre Halskette auf das Tischtuch, und zwar etwas schnell, wenn ich bitten darf!“

Sie trat vor, nahm das große Collier ab und legte es auf das Tuch. Dann ging sie an dem jungen Mädchen und an Reddy vorbei. Eine zweite, eine dritte Dame folgten, als die große Blonde sich plötzlich umdrehte.

„Hände hoch, Reddy! Sobald Sie auch, nur mit der Wimper

zucken, sind Sie erledigt!“

Reddy ließ sofort den Revolver los, der polternd zu Boden fiel, und hob die Hände hoch. Aber Sullivan ergab sich nicht sofort. Er wandte sich nach der Dame mit der männlichen Stimme um. Bevor er aber auf Bob anlegen konnte, gab dieser schnell hintereinander drei Schüsse ab. Der große Sullivan brach zusammen und faßte an seinen Arm.

Dann ging alles drunter und drüber. Bei den Schüssen hielten die Nerven der Frauen nicht mehr stand, und die Szene, die darauf folgte, spottete jeder Beschreibung.

Eine halbe Stunde später saß eine elegant gekleidete Dame, deren prachtvolles, blondes Haar auf dem Tisch lag, im Büro des Chefs von Scotland Yard und rauchte eine Pfeife. Ihr gegenüber hatte Mr. Campbell Platz genommen, der Bob Brewer mit aufrichtiger Bewunderung betrachtete.

„Das ist der größte Erfolg, den wir seit Jahren gehabt haben“, sagte der Polizeipräsident. „Und wenn die Sache auch uns angerechnet wird, so gebührt doch Ihnen allein das Verdienst.“

„Ich nehme an, daß Sie alle Mitglieder der Bande verhaftet haben?“ fragte Bob.

„Ja alle. Es war unmöglich, daß sie die Postenkette passieren konnten. Wir haben auch den Mann gefaßt, der das Motorboot nach Seaford steuern sollte. Durch diesen Schlag ist der Klub der Vier ein für allemal erledigt.“

Bob sah auf sein schönes Abendkleid.

„Zwei Kammerzofen und einen Diener habe ich gebraucht, um mich anzukleiden!“

„Bob“, sagte Campbell noch ganz aufgeregt, „unsere Gesellschaft wird niemals imstande sein, Ihnen richtig für das zu danken, was Sie heute abend für sie getan haben.“

„Es ist Ihre Sache, dafür zu sorgen. Aber vorher kommen Sie bitte mit und helfen Sie mir, das Korsett aufzuschnüren.“